

Rainer Behring

Italien im Spiegel der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung

Ein Literaturbericht (2006–2013)

In den vergangenen beiden Jahrzehnten haben sich die Geschichte und Gesellschaft Italiens im 20. Jahrhundert zu einem bevorzugten Arbeitsgebiet der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung entwickelt. Musste sich Wolfgang Schieder in einem grundlegenden Literaturbericht über »Italien in der zeitgeschichtlichen Forschung Deutschlands«, der im Jahr 1993 erschien, noch »auf die Präsentation der historischen Forschung über das faschistische Italien« beschränken¹, so hat seitdem nicht nur die Geschichte Italiens seit 1945 ein wachsendes Interesse gefunden, es ist auch eine stetig zunehmende Zahl von vergleichenden und beziehungsgeschichtlichen Studien zu Italien und Deutschland entstanden.² Ein Ende dieser Entwicklung ist nicht abzusehen: Nachdem mit Wolfgang Schieder, Rudolf Lill, Jens Petersen und Gerhard Schreiber eine Generation deutscher Experten auf dem Gebiet italienischer Zeitgeschichte in den Ruhestand getreten ist – vor allem Schieder bleibt allerdings in unvermindertem Ausmaß aktiv –, wird das Arbeitsfeld auch gegenwärtig an einer ganzen Reihe von Lehrstühlen und Instituten intensiv beackert.³ Neben dem Institut für Zeitgeschichte in München mit Hans Woller und Thomas Schlemmer als Italienspezialisten und dem Deutschen Historischen Institut in Rom, an dem neben dem zuständigen Referenten Lutz Klinkhammer auch der gegenwärtige Direktor Martin Baummeister die Geschichte der Neuesten Zeit prominent vertritt, sind beispielsweise der Lehrstuhl von Gabriele B. Clemens an der Universität des Saarlandes zu nennen, die derzeit die einschlägige Arbeitsgemeinschaft für die Neueste Geschichte Italiens leitet, sowie die Lehrstühle von Petra Terhoeven in Göttingen und Oliver Janz an der Freien Universität Berlin.

Aus den Forschungen der vergangenen Jahre sind einige erste Gesamtdarstellungen, eine Reihe von Monografien und mehrere Sammelbände hervorgegangen, die im Folgenden gesichtet und kritisch kommentiert sowie auf ihre Tragfähigkeit und auf weiterführende Perspektiven geprüft werden sollen. Einen instruktiven Einstieg in die Thematik vermittelt der von Petra Terhoeven herausgegebene Sammelband »Italien, Blicke«, der kaleidoskopartig zwölf thematisch und methodisch ganz unterschiedliche Beiträge der aktuellen deutschsprachigen Italienforschung mit einem überwiegend zeitgeschichtlichen

1 *Wolfgang Schieder*, Italien in der zeitgeschichtlichen Forschung Deutschlands, in: NPL 38, 1993, S. 373–391, Zitat S. 376.

2 Beide Aspekte verbindet *Gian Enrico Rusconi/Hans Woller* (Hrsg.), Parallele Geschichte? Italien und Deutschland 1945–2000, Berlin 2006. Der Sammelband geht auf eine im September 2002 in Trient veranstaltete Tagung zurück.

3 Vgl. zu den mit der neuesten Geschichte Italiens befassten Forschungsinstituten neben *Schieder*, Italien in der zeitgeschichtlichen Forschung Deutschlands, S. 373–375, insbesondere den Forschungsbericht von *Werner Daum/Christian Jansen/Ulrich Wyrwa*, Deutsche Geschichtsschreibung über Italien im »langen 19. Jahrhundert« (1796–1915). Tendenzen und Perspektiven der Forschung 1995–2006, in: AfS 47, 2007, S. 455–484, hier: S. 455–458, an den der vorliegende Beitrag chronologisch anschließt. Dabei wird »deutschsprachig« pragmatisch verwendet und schließt sowohl Forschungsarbeiten österreichischer oder schweizerischer Provenienz ein wie auch italienische Forscher, die in deutscher Sprache publizieren und mit der deutschsprachigen Forschungslandschaft vernetzt sind.

Schwerpunkt umfasst.⁴ Einige der Aufsätze seien kurz annotiert: Martin Baumeister (S. 43–60) resümiert das traditionelle Bild einer Erfolgsgeschichte der Emanzipation der italienischen Juden zwischen Risorgimento und Faschismus und ihrer weitgehenden Assimilation und gesellschaftlichen Integration, um es abschließend infrage zu stellen. Er plädiert für eine differenzierende und unvoreingenommene Revision dieser Sichtweise, um mehr »Klarheit über die Virulenz des Antisemitismus im modernen Italien« zu gewinnen und um das jüdische Leben auf der Apenninen-Halbinsel und sein gesellschaftliches Umfeld »gerade in ihren weniger hellen Seiten in eine auch traurige europäische ›Normalität‹ einzuordnen« (S. 59f.). Charlotte Tacke (S. 133–158) hinterfragt in einer äußerst lesenswerten Detailstudie zu einem Massenaufmarsch der organisierten italienischen Jägerschaft vor Mussolini im Juni 1932 einige wesentliche Hypothesen der aktuellen Faschismusforschung: Sie betont die Substanz des faschistischen Regimes als Oberklassenherrschaft, die mit einem erheblichen Maß an Korruption im Miteinander von traditionellen und neuen Eliten verbunden gewesen sei, und macht gravierende Anzeichen für eine Auflösung des vom Regime proklamierten Konsenses breiter Bevölkerungsschichten schon seit Mitte der 1930er Jahre deutlich. Insgesamt sei es dem faschistischen Regime nicht gelungen, Ansätze einer charismatischen Herrschaft zu verstetigen. Auch sei die von Mussolini und seinen Parteiführern proklamierte Schaffung eines »neuen Menschen« ein bloßes Projekt geblieben. Malte König (S. 209–234) bietet eine für die deutsche Leserschaft vorzügliche Aufbereitung der Vorgeschichte, des Zustandekommens und der – nicht nur begrüßenswerten – Folgen des revolutionär wirkenden Gesetzes 180, das 1978 die Auflösung der psychiatrischen Anstalten in Italien in die Wege leitete und bis heute ein weltweit beachtetes Experiment darstellt. Zwei Beiträge schließlich behandeln italienisch-deutsche Zusammenhänge: Petra Terhoeven (S. 185–208) beleuchtet mit Methoden der Verflechtungs- und Transfergeschichte das transnationale Zusammenwirken des deutschen und italienischen Linksextremismus und -terrorismus in den 1970er Jahren, insbesondere die eigenwillige Wahrnehmung der Selbstmorde von Führungskräften der »Roten-Armee-Fraktion« im Gefängnis Stammheim 1977 im italienischen öffentlichen Diskurs. Christof Dipper (S. 281–300) warnt anhand zweier Fallstudien zu Familie und Industriekultur im italienisch-deutschen Vergleich in überzeugender Weise vor einer leichtfertigen Parallelisierung der Geschichte dieser beiden spät entstandenen Nationalstaaten; er plädiert plausibel für die differenzierende Untersuchung je unterschiedlicher Wege in die Moderne gerade auch Deutschlands und Italiens.

Insgesamt ist der Sammelband auch deshalb von Wert, weil er einige wesentliche Aspekte aufgreift, die in der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung zu Italien besondere Beachtung finden und die deshalb im Folgenden mehrfach wieder begegnen werden: die offene Frage der Reichweite und Wirkmächtigkeit antijüdischer Ressentiments oder eines antisemitischen Rassismus im modernen Italien, das Problem der Einordnung der faschistischen Herrschaft innerhalb des Spektrums diktatorischer Herrschaftsformen im 20. Jahrhundert, Aspekte von Erinnerungskultur und Vergangenheitspolitik im Italien der Gegenwart, nicht zuletzt die Frage von spezifischen italienisch-deutschen Beziehungen und Verflechtungen seit dem späten 19. Jahrhundert bis hin zur Problematik von Parallelen und Vergleichbarkeiten zwischen den beiden Staaten und Gesellschaften. Im Zentrum des Interesses steht unter dem letztgenannten Gesichtspunkt bislang ein Vergleich zwischen der faschistischen und der nationalsozialistischen Bewegung und Herrschaft. Dabei kann es auch skeptischen Historikern gewiss nicht darum gehen, wie Lutz Klinkhammer unter Berufung auf nicht belegte »Forschungen und Aussagen von Historikern über den Faschismus« behauptet, den italienischen Faschismus »als prinzipiell nicht vergleichbar

4 Petra Terhoeven (Hrsg.), *Italien, Blicke. Neue Perspektiven der italienischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*, Vandenhoeck & Ruprecht Verlag, Göttingen 2010, 302 S., kart., 32,90 €.

mit dem deutschen Nationalsozialismus« darzustellen (S. 259). Ein solcher Vergleich erscheint ohne Weiteres sinnvoll, und er bietet sich an. Er kann jedoch, sofern er ergebnisoffen vorgeht, auch zu dem Ergebnis gelangen, dass die Unterschiede zwischen den beiden Herrschaftsformen als gravierender einzuschätzen sind als ihre Gemeinsamkeiten.

I. GESAMTDARSTELLUNGEN ZU ITALIEN IM 20. JAHRHUNDERT

Zum vielleicht wichtigsten Zentrum der Erforschung italienischer Zeitgeschichte im deutschen Sprachraum hat sich in den vergangenen beiden Jahrzehnten das Institut für Zeitgeschichte in München entwickelt. Mittelpunkt und treibende Kraft zugleich ist hier Hans Woller, der sich seit den 1980er Jahren intensiv der Geschichte Italiens widmet, zwei auch ins Italienische übersetzte Standardwerke zum Faschismus in seiner europäischen Dimension⁵ und zur Abrechnung mit dem Faschismus in Italien⁶ verfasste und als Chefredakteur der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte dafür sorgt, dass in diesem zentralen Periodikum Aufsätze zu Themen der italienischen Zeitgeschichte regelmäßig vertreten sind. Woller legt nun die erste umfassende deutschsprachige Darstellung zur »Geschichte Italiens im 20. Jahrhundert« vor.⁷ Er spricht zurückhaltend nicht von einer Gesamtdarstellung, sondern von einer »problemorientierte[n] Analyse mit essayistischen Elementen«, »die der Chronologie folgt« und »den Bereich der Politik-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte privilegiert« (S. 15). Die 25 Kapitel gliedern sich in drei Teile, die das liberale, das faschistische und das demokratische Italien mit den Zäsuren 1922 und 1945 behandeln.

Tatsächlich handelt es sich, das lässt sich ohne Übertreibung sagen, um eine vorzügliche Synthese, die den Stand der deutschen, italienischen und angloamerikanischen Forschung bündelt, dabei eigene Akzente setzt und eigenständige Interpretationsangebote präsentiert. Das Buch wird ohne Weiteres zu einem Standardwerk avancieren, was eine ausführliche Besprechung im Rahmen des vorliegenden Beitrags rechtfertigt. Drei wesentliche interpretatorische Schneisen seien skizziert: Da ist zunächst die Rolle der Staatswirtschaft, die über alle System- und Politikwechsel hinweg das ökonomische »Modell Italien« mit seinen Erfolgen und Misserfolgen bis in die jüngste Gegenwart hinein kennzeichnete und das Land von anderen westlichen Industriestaaten unterschied. Woller sieht es charakterisiert durch die staatliche Bereitstellung und Zuweisung von Rohstoffen und Ressourcen insbesondere in den Bereichen Energieversorgung, Stahl- und Chemieindustrie, durch eine vom Staat garantierte Politik niedriger Löhne zur Förderung des Exports sowie durch den systematischen Auf- und Ausbau staatlich gelenkter Großbetriebe, die mit gleichermaßen in Staatsregie agierenden Banken kooperierten (S. 21f.). Bereits der Beginn der Hochindustrialisierung in den nordwestlichen Regionen Italiens seit dem späten 19. Jahrhundert erfolgte im Zeichen dieses staatsdirigistischen Modells. Das faschistische Regime entwickelte es unter zunehmenden Autarkiebestrebungen mit der Gründung mächtiger Staatsholdings wie dem Ölversorgungsunternehmen AGIP oder dem bald gigantischen Industrie- und Bankenverbund IRI weiter, in dem unter der direkten Aufsicht und Einflussnahme von Politikern Manager, Techniker und Bürokraten weite Teile der produzierenden Wirtschaft verwalteten. Dieses Modell wurde wiederum unter denselben Etiketten und mitsamt großen Teilen des Personals durch die Republik übernommen und in den 1950er und 1960er Jahren erneut ausgeweitet. Es wurde zur Grundlage des italienischen Wirtschaftswunders in der zweiten Nachkriegszeit, wuchs sich jedoch mit der Ausweitung des Sozialstaats und der Zunahme gewerkschaftlicher Macht seit den 1970er

5 Hans Woller, Rom, 28. Oktober 1922. Die faschistische Herausforderung, München 1999.

6 Ders., Die Abrechnung mit dem Faschismus in Italien 1943 bis 1948, München 1996.

7 Ders., Geschichte Italiens im 20. Jahrhundert (Europäische Geschichte im 20. Jahrhundert), Verlag C. H. Beck, München 2010, 480 S., geb., 39,95 €.

Jahren auch zum wesentlichen Bestandteil eines Belastungssyndroms aus, das durch das beide Seiten korrumpierende, kaum noch transparente Zusammenwirken von Politik und Wirtschaft, nachlassende Innovationskraft bei steigenden Kosten und schließlich durch die Abwälzung sämtlicher entstehender Lasten auf den Staatshaushalt gekennzeichnet war. Nicht zufällig sprachen Beobachter von in der westlichen Welt einzigartigen Ähnlichkeiten mit den Staatswirtschaften des Ostblocks. Am Ende stand und steht, nicht zuletzt auch aufgrund des von Woller wiederholt angesprochenen Problems ubiquitärer Steuerhinterziehung besonders im mittelständischen Handel und Gewerbe Italiens, die unbewältigte Last immenser Staatsschulden. Gleichwohl weist Woller immer wieder auf die Tatsache hin, dass das italienische Modell staatlicher Wirtschaftsförderung und -kontrolle auch ein Erfolgsmodell war, das zum guten Teil die Industrialisierung und wirtschaftliche Modernisierung Italiens überhaupt erst ermöglicht habe.

Die zweite Leitfrage, die zumindest die erste Hälfte des Bandes prägt, ist die nach der Rolle von Imperialismus, Krieg und Rassismus in der Geschichte des italienischen Nationalstaats. Woller analysiert nicht bloß die Selbstwahrnehmung und -darstellung einer seit der Staatsgründung im imperialistischen Wettlauf zu kurz gekommenen, sich territorial unvollendet wählenden und noch dazu unter spektakulären militärischen Misserfolgen etwa 1896 im Kolonialkrieg gegen Äthiopien leidenden Nation, die zu immer erneuten Versuchen kriegerischer Expansion verleitet habe, er verweist darüber hinaus auf ein verbreitetes Überlegenheitsdenken im nationalen Diskurs und auf potenziell rassistische Prädispositionen unter italienischen Nationalisten seit der Jahrhundertwende. Beides wirkte zusammen und kulminierte erstmals während der Eroberung Libyens im italienischen Krieg gegen das Osmanische Reich 1911/12. Woller wirft die Frage auf, inwiefern die entgrenzte Gewaltausübung gegenüber der libyschen Bevölkerung in diesem kolonialistischen Annexionskrieg bereits auf die Exzesse des frühen Faschismus vorausweist. Krieg und Gewalt, auch im Gefolge der Erfahrungen von Millionen Soldaten im Ersten Weltkrieg, seien jedenfalls, so der hier interessierende Teil von Wollers Definition des Faschismus, Geburtshelfer, Lebenselixier und Fluchtpunkt dieser politischen Bewegung und des daraus resultierenden Regimes gewesen. Darüber hinaus habe der Faschismus »eine neue Ordnung, einen totalitären Staat schaffen« wollen, »der – in einer Art anthropologischer Revolution – einen neuen Menschen hervorbringen sollte« (S. 89).

Woller folgt mit der Fixierung auf Krieg und Rassismus als den zentralen Wesenselementen der faschistischen Herrschaft einem Pfad, der die Forschung der beiden vergangenen Jahrzehnte zunehmend dominiert. Seine Motivation für die Konzentration insbesondere auf den Komplex des faschistischen Antisemitismus legte Woller in einem gemeinsam mit Thomas Schlemmer verfassten programmatischen Aufsatz im Jahr 2005 offen dar: Es geht ihm explizit um ein »Plädoyer für den historischen Vergleich« zwischen Faschismus und Nationalsozialismus in der Absicht,

»Perspektiven aufzuzeigen, die sich aus den neuen Erkenntnissen zum Problemkomplex Rassismus/Antisemitismus für die vergleichende Faschismusforschung ergeben könnten, die durch die einseitige Konzentration auf politische Systeme, Herrschaftstechniken und ideologische Kontroversen oder Divergenzen zunehmend steril geworden ist.«⁸

Diese Zielsetzung bringt für Wollers »Geschichte Italiens« das analytische Problem mit sich, dass die nationalsozialistische Herrschaft als hier gleichsam impliziter Vergleichsmaßstab vom Leser stets mitgedacht wird, der Faschismus diesem Vergleich jedoch in keiner Weise standhält: Woller selbst räumt unumwunden ein, dass vor der Vernichtungsdynamik und der Schreckensbilanz des NS-Regimes »alles andere verblaßt« (S. 187) – ein

8 Thomas Schlemmer/Hans Woller, Der italienische Faschismus und die Juden 1922 bis 1945, in: VfZ 53, 2005, S. 165–201, Zitate S. 196 und 169.

Blick auf den kroatischen Ustascha-Staat oder das Rumänien des Zweiten Weltkriegs würde für eine Einordnung des faschistischen Antisemitismus übrigens zusätzlich von Nutzen sein –, und er zitiert einleitend den einflussreichen italienischen Journalisten Indro Montanelli, dem zufolge Mussolinis Regime »eine Parodie des wahren totalitären Faschismus« gewesen sei (S. 11). Dieser Auffassung möchte Woller dezidiert entgegenwirken, indem er den verbrecherischen und gewalttätigen Charakter der faschistischen Bewegung betont und die imperialistische und kriegerische Außenpolitik des Regimes, dessen rassistische Gewalt- und Vernichtungsaktionen im Zuge der weiteren Unterwerfung Libyens, der Eroberung und Besetzung Äthiopiens und der Besatzungsherrschaft auf dem Balkan während des Zweiten Weltkriegs sowie die antijüdische Gesetzgebung und Verfolgung ab 1938 hervorhebt. Dabei bleibt die Darstellung allerdings, auch wenn Woller auf die dynamische Entwicklung, auf Radikalisierungsschübe und Phasenverschiebungen in 20 Jahren faschistischer Herrschaft verweist, nicht frei von Widersprüchen und Brüchen.

Da ist zum einen die Vorstellung vom Krieg als Lebenselixier und Fluchtpunkt des Faschismus. Gewiss führte Mussolini Kriege, der Duce selbst ließ 1939/40 mehrfach verlauten, er wolle mit seinem Land auf jeden Fall an dem europäischen Krieg zur Neuverteilung des Kontinents und anliegender Territorien teilnehmen, und sein Regime endete ruhmlos im Krieg. Woller beschreibt Mussolinis mitunter ausufernde Expansions- und Annexionsgelüste und spricht von einem gigantischen Eroberungsprogramm. Doch das waren Träume fern jeder Realität, die mit dem wirtschaftlichen und militärischen Potenzial Italiens nicht einmal ansatzweise in Übereinstimmung zu bringen waren. Tatsächlich war Mussolini nach dem intensiv vorbereiteten Eroberungskrieg gegen Äthiopien nur noch auf kurze Feldzüge aus, die unter möglichst geringem Einsatz an Menschen und Material zu einem Maximum an Beute führen sollten. Der andauernde Krieg als Selbst- und Daseinszweck, der Hitlers Denken und seine Herrschaft so sehr kennzeichnete, lag dem faschistischen Duce fern, seinen Generälen, Admirälen und einfachen Soldaten, möchte man hinzufügen, noch viel ferner. So spricht Woller gelegentlich selbst korrekt davon, dass der Faschismus »vor kriegerischer Expansion nicht zurückschreckte« (S. 13), er apostrophiert zutreffend »das gerissene Freibeutertum des Faschismus« (S. 223). Das aber ist etwas ganz anderes als der permanente Krieg als Selbstzweck, der vielleicht einigen faschistischen Militanten als Erbe aus Weltkrieg und Kolonialkriegen eingepflegt war, das faschistische Regime als Ganzes aber nicht ausmachte und seine Außenpolitik zumindest so lange nicht prägte, bis sie zunehmend unter den dominierenden Einfluss des nationalsozialistisch beherrschten Deutschen Reiches geriet. Nicht zufällig spricht Woller an einer Stelle von der »imperialistische[n] Leine« Hitlers (S. 165f.), an der der faschistische Bündnispartner Italien letztlich hing. Die außenpolitischen Alternativen, die sich Italien in den 1920er und 1930er Jahren boten, seine Beziehungen zu den Westmächten und der traditionelle nationalstaatliche Egoismus als Leitmotiv faschistischer Außenpolitik kommen bei Woller insgesamt zu kurz. Wenn das faschistische Königreich Italien sich ab 1935/36 allmählich und dann seit 1939/40 dezidiert an den NS-Staat und seine Kriegspolitik band, dann verrät das möglicherweise mehr über das staatsmännische Unvermögen und die mangelnde Weitsicht Mussolinis als über das Wesen des faschistischen Regimes.

Allein auf Mussolini, so Woller, sei es in der Phase zwischen dem Beginn des Zweiten Weltkriegs und dem Kriegseintritt Italiens im Juni 1940 angekommen (S. 169). Das verweist auf die Frage nach der Konsistenz des faschistischen Herrschaftssystems. Woller betont dessen relative Stabilität, vermutet einen verbreiteten Konsens als Grundlage von Mussolinis Diktatur, und führt als Belege etwa die Lageberichte der faschistischen Präfekten oder die vergleichsweise Milde der politischen Strafjustiz an. Der Faschismus sei sogar »schon weit vorangekommen« auf seinem Weg zur »totalitäre[n] Erfassung, Mobilisierung und Umgestaltung der Gesellschaft zum Zwecke imperialer Expansion« und zur

Bildung »einer homogenen Volksgemeinschaft« (S. 188). An anderer Stelle jedoch gibt Woller zu erkennen, »Mussolini und die Revolutionäre seiner Partei mussten immer wieder erleben, dass ihr Volk den hohen Ansprüchen nicht genüge«, dass »die intensiven Bemühungen, dem Volk die alte bürgerliche Gesittung auszutreiben und eine neue faschistische Moral einzupflegen, nur allzu oft ins Leere« liefen (S. 154). Überhaupt wurde eine totale Mobilisierung zum Kriege nicht einmal ansatzweise versucht. Woller beschreibt die zunehmenden Absetzbewegungen weiter Teile der Bevölkerung seit Beginn des Kriegs 1940, verstärkt seit 1942/43, und die Begeisterungstürme anlässlich der Nachricht vom Sturz des Duce im Juli 1943. Die Realität der von Mussolini angestrebten neuen Ordnung sah eher so aus: ein lahrender, völlig überforderter Militärapparat, ein desinteressiertes und beiseitestehendes Bürgertum, eine selbstsüchtige Wirtschaft und eine völlig apathische Landbevölkerung vor allem im Süden Italiens. So weit her war es offenkundig nicht mit der Schaffung des »neuen Menschen« und einer neuen Ordnung, deren Konzept und Realisierung Woller nicht wirklich anschaulich machen kann.

Die im Abessinienkrieg 1935/36 und generell in den afrikanischen Kolonien Italiens zutage tretende, auch rassistisch motivierte Gewalt und die Segregationspolitik gegenüber den einheimischen Bevölkerungen und Kulturen sind inzwischen unbestritten. Sie verdienen jedoch, intensiver als Woller es tut, in die gesamteuropäische Kolonialgeschichte des 20. Jahrhunderts eingeordnet zu werden (Stichworte wären hier etwa der Kolonialkrieg in Deutsch-Südwestafrika 1904–1908, der spanisch-französische Krieg gegen die Rif-Kabylen in den 1920er Jahren, das französische Vorgehen in Madagaskar 1947/48 oder das Verhalten der britischen Kolonialbehörden gegenüber der Mau-Mau-Bewegung in Kenia noch in den frühen 1950er Jahren). Woller ruft nachdrücklich die ungeheuren Verbrechen der italienischen Eroberer in Äthiopien und die nur zu schätzende, vermutlich sechsstellige Zahl der Opfer von Krieg und Besatzung dort ins Bewusstsein. Als mutmaßliche Motive des Ausmaßes an willkürlicher Gewaltanwendung müssen jedoch neben spezifisch faschistischen und rassistischen Momenten auch die selbst auferlegte Notwendigkeit für das Regime, angesichts krisenhafter Erscheinungen im Innern endlich einen fulminanten militärischen und imperialistischen Erfolg vorzuweisen und dabei auf keinen Fall zu scheitern, sowie der beim italienischen Militär nicht vergessene blamable Misserfolg beim ersten Eroberungsversuch 1896 erörtert werden; dabei erscheint es folgerichtig, dass Regime und Streitkräfte ihre modernsten und effizientesten Waffen einsetzten. Der Übergang von ausgedehnten Massakern unter dem Vorwand der Bekämpfung von Aufständischen einerseits zum organisierten Völkermord andererseits ist gewiss fließend. Die vorsätzliche, ideologisch motivierte Ermordung von zu rassistisch minderwertig oder unerwünscht erklärten Menschen(-gruppen) als Selbstzweck, wie sie die NS-Herrschaft praktizierte, ist gleichwohl etwas kategorial anderes. Kontinuitätslinien in Richtung des deutschen Rassen- und Vernichtungskriegs im Osten Europas, wie sie Woller unter Berufung auf Wolfgang Schieder nahelegt (S. 149), bedürfen präziserer Überlegung, Erforschung und Begründung. Das gilt ebenso für die absolute und relative Qualität der italienischen Besatzungsherrschaft auf dem Balkan und in Griechenland von 1941 bis 1943 (vgl. auch S. 182f.).⁹

9 Leider fehlt in Wollers Buch der gerade für eine deutsche Leserschaft unerlässliche Hinweis auf die Ermordung von rund 5.000 italienischen Soldaten durch Einheiten der Wehrmacht auf der griechischen Insel Kephallonia im September 1943. Die italienischen Verbände dort hatten sich geweigert, vor den Deutschen zu kapitulieren. Dieser Massenmord sowie weitere systematische Ermordungen italienischer Offiziere und Soldaten auf dem Balkan und in Griechenland anlässlich des italienischen Kriegaustritts spielen in der italienischen Erinnerung eine wichtige Rolle; in Deutschland sind sie nach wie vor nur Spezialisten bekannt. Sie werfen zudem ein Schlaglicht auf die eklatanten phänotypischen Unterschiede zwischen faschistischer und nationalsozialistischer Gesinnung und Herrschaft.

Ähnliche Vorbehalte betreffen die Interpretation des vom faschistischen Regime seit 1938 gesetzlich verordneten Antisemitismus. Woller legt die seit der Entstehung des Faschismus in Teilen der Bewegung vorhandenen, aber nie dominierenden antisemitischen Tendenzen dar und postuliert wenig plausibel eine Wandlung Mussolinis zum Antisemiten (»Der Rassist und Antisemit, der Mussolini im Stillen immer gewesen war, fand jetzt gewissermaßen zu sich selbst«, S. 158¹⁰). Woller spricht von einem im faschistischen Italien grassierenden »antisemitischen Fieber«, das seit 1922 »langsam, aber stetig« gestiegen sei:

»Eine gefährliche Höhe erreichte es bereits 1934, als nach der Verhaftung einer antifaschistischen Widerstandsgruppe, der auch einige Juden angehörten, eine antisemitische Kampagne vom Zaun gebrochen wurde, deren Urheber in den höchsten Regierungsämtern saßen. Ab 1936 wies die Fieberkurve dann noch einmal steil nach oben – jetzt tauchten vielerorts antisemitische Schmierereien auf, und jetzt hetzte auch die Presse in rohester Form gegen die Juden. 1938 gab die Regierung Mussolini schließlich den Startschuss für ein umfassendes Gesetzeswerk zum Schutz der italienischen Rasse, das rein rassistisch begründet war und in seiner engstirnigen Regelungssucht in mancher Hinsicht sogar weiter ging als die Nürnberger Gesetze von 1935« (S. 156).

Diese antisemitische Gesetzgebung seit 1938 sowie deren propagandistische Untermauerung und pseudowissenschaftliche Grundierung und ihre Auswirkungen auf die Betroffenen werden detailliert beschrieben.

»Das Ziel, das Mussolinis Faschisten damit verfolgten, kam nirgendwo deutlicher zum Ausdruck als in dem 1940 ersonnenen Projekt einer »Endlösung« *all'italiana*, die darauf hinausgelaufen wäre, die überwiegende Mehrheit der im Königreich lebenden Juden binnen zehn Jahren aus dem Land zu jagen und diejenigen, die in sogenannten Mischehen lebten oder diesen entstammten, gewissermaßen zu arisieren« (S. 161).

Dem Abessinienkrieg kommt in dem von Woller dargelegten Konzept, dem zufolge ein in der faschistischen Bewegung (oder doch in der italienischen Gesellschaft? – das wird nie ganz klar¹¹) latent vorhandener Antisemitismus im Laufe eines Radikalisierungsprozesses hervorbrach und akut wurde, die Rolle eines Reaktionsbeschleunigers zu: Der ohnehin verbreitete, genuine, sich gegen schwarze Afrikaner, aber auch gegen die slawische Bevölkerung jenseits des Isonzo und der Adria richtende italienische Rassismus habe nun seinen Fokus folgerichtig auch auf die jüdische Bevölkerung gelegt. Gleichwohl, so bleibt festzuhalten, wurde ein in der italienischen Gesellschaft und selbst in der faschistischen Bewegung tatsächlich eher randständiger rassistisch grundierter Antisemitismus, der bis 1938 das faschistische Regime gerade nicht prägte, erst im Rahmen der außenpolitisch motivierten und dann rasch ideologisch unterfütterten Annäherung an das Deutsche Reich seit 1935/36 wirkmächtig; und auch dann haftete ihm etwas Künstliches, rein Willkürliches, jederzeit Widerrufliches an. Woller selbst verweist an zwei Stellen auf die instrumentale Qualität des faschistischen Antisemitismus in seiner staatspolitischen Ausprägung (S. 154 und 158).

Dennoch sieht Woller »die Ursachen der Radikalisierung von 1936 und der Rassengesetze von 1938 in der Ideologie und im Herrschaftssystem des Faschismus selbst« und mutmaßt,

»dass die Wurzeln sogar noch tiefer reichen und insbesondere mit dem traditionellen *superiorità*-Denken zusammenhängen, das bereits vor dem Ersten Weltkrieg zunehmend rassistische Züge ge-

10 Vgl. dagegen noch *Schlemmer/Woller*, Der italienische Faschismus und die Juden, S. 176: »Der faschistische Diktator kannte ursprünglich keine antisemitischen Ressentiments«.

11 Ebd., S. 178f., sprechen Schlemmer und Woller dezidiert von »einer autochthonen, in der italienischen Gesellschaft verwurzelten Judenfeindschaft«, auf der »der rassistische Antisemitismus und seine Propagandisten« aufbauen konnten.

wonnen und angesichts der Herausforderung des Krieges in Abessinien in einer regelrechten rassistischen ›Obsession‹ seinen Gipfelpunkt erreicht hatte« (S. 157).

Wenigstens angedeutet sei hier die alternative, zumindest komplementäre Deutung, dass Mussolini seit Mitte der 1930er Jahre zunehmend vom Modell der deutschen Diktatur fasziniert war, sie als Vorbild ansah (so Woller selbst, S. 158) und deshalb den ihm zuvor fremden Rassenantisemitismus auch für Italien als Staatsgrundgesetz zu übernehmen trachtete. Wie nachdrücklich und konsequent die diskriminierende, auf die gesellschaftliche Separierung und Ausgrenzung sowie theoretisch auf die Vertreibung der ohnehin relativ wenigen Juden in Italien zielende Gesetzgebung angewandt wurde, welche Lücken und Ausnahmen es in den Vorschriften und in der Praxis gab, stellt derzeit ein bevorzugtes Thema der Forschung dar. Woller erweckt den Eindruck einer eher unnachsichtigen Anwendung und Durchsetzung der antisemitischen Gesetze und Verordnungen, konzediert aber, dass »nach allem, was wir wissen, [...] der militante Antisemitismus in Italien nicht mehrheitsfähig« war (S. 161). Die Deportation und Ermordung von italienischen Juden oder von in rassistischer Kategorisierung zu Juden erklärten Menschen aus Italien blieb jedenfalls den deutschen Besatzern ab 1943 vorbehalten, denen dann freilich faschistische Kollaborateure Vorschub leisteten. Dabei ist es merkwürdig, dass Woller im Rahmen einer »Geschichte Italiens im 20. Jahrhundert« die Rettung von rund 80 % der italienischen Juden oder 40.000 Menschen weder erwähnt noch erklärt, die trotz der Präsenz deutscher Behörden und Sicherheitsorgane durch die tätige Mithilfe der italienischen Gesellschaft in Verstecken oder bei Regimegegnern überlebten. Ebenso unerwähnt lässt Woller die Tatsache, dass das italienische Militär bis in höchste Führungsebenen hinein in seinen Besatzungsgebieten in Frankreich, Griechenland und Kroatien die dortigen Juden bis 1943 vor dem deutschen Zugriff schützte, sehr zum Unwillen der nationalsozialistischen Verbündeten, ja sogar noch weiteren Juden Zutritt zu den eigenen Besatzungszonen verschaffte: Auch dadurch wurden immerhin Tausende Menschen vor den deutschen Mördern gerettet. Offenkundig funktionierte die Transformation des in gemeineuropäischer kolonialistischer Tradition stehenden, gegen schwarze Afrikaner gerichteten Rassismus in einen Rassenantisemitismus deutscher Provenienz innerhalb der königlichen italienischen Armee nicht so, wie es Wollers Modell impliziert.

Kurzum, dem Bemühen, einen genuinen rassenantisemitisch fundierten Faschismus in Bewegung und Regime als handlungsleitend zu konstatieren, ermangelt es einstweilen noch an Plausibilität und Stringenz, zumal Wollers Bild von Mussolini dessen vielfach belegte opportunistische, rein an Machtgewinn und -erhalt orientierte, jede dauerhafte ideologische Fixierung scheuende Persönlichkeitsstruktur nicht hinreichend berücksichtigt.¹² Schließlich ist es auffallend, dass Wollers Darstellung der Zeit nach 1945 keine Hinweise auf Rassismus oder gar Antisemitismus in der italienischen Gesellschaft enthält, nicht einmal in der Kontinuität der politischen und wirtschaftlichen Eliten. Wenn es ihn bis 1943/45 als genuines, verbreitetes und wirkmächtiges Phänomen gab, wo ist er anschließend geblieben? Erst im Zusammenhang mit der Entstehung der Lega Nord ab den 1980er Jahren und den populistischen Wahlkämpfen Silvio Berlusconis erfährt der Leser wieder von rassistischen Ausfällen und Parolen; Hinweise auf den Alltag im Umkreis mancher italienischer Fußballstadien hätte Woller hinzufügen können. Das Leitmotiv eines verbreiteten, auch antisemitisch aufgeladenen italienischen Rassismus würde jedenfalls an Überzeugungskraft gewinnen, wenn es die auf 1945 folgenden Jahrzehnte nicht aussparte.

Den dritten Interpretationsstrang, der die zweite Hälfte des Buchs und somit Wollers Analyse der Italienischen Republik seit 1946 prägt, bildet schließlich die prinzipielle Funktionsfähigkeit und Erfolgsträchtigkeit des politischen, wirtschaftlichen und gesell-

12 Aufschluss darüber wird Wollers in Arbeit befindliche Mussolini-Biografie bieten müssen.

schaftlichen Systems in Italien. Woller verschweigt nicht die Belastungsfaktoren und strukturellen Probleme, die das Land und das Leben in ihm prägen, er schildert alltägliche Korruption und klientelare Beziehungen, Steuerbetrug und organisierte Kriminalität und den Zusammenhang all dessen mit den herrschenden politischen Parteien. Doch macht Woller in überzeugender Weise deutlich, dass trotz dieser Schattenseiten im italienischen Wirtschaftswunder die 1950er und 1960er Jahre für Italien im Kern eine Erfolgsgeschichte darstellten, durch die das Land in vieler Hinsicht zu den nord- und westeuropäischen Nachbarn aufschloss. In gleicher Weise würdigt Woller eindringlich die Reformen und den Ausbau des Sozialstaats unter den Mitte-links-Regierungen der 1960er und 1970er Jahre, die ebenso auch im europäischen Vergleich beachtlich erscheinen, zumal nicht zuletzt der rückständige Süden Italiens in diesen Jahren merklich von den ökonomischen und sozialen Errungenschaften profitierte. Selbst die wirtschaftlichen Erfolge des sozialistischen Ministerpräsidenten Bettino Craxi in den 1980er Jahren und die immer erneuten Reformanstrengungen der wechselnden Regierungen seit den 1990er Jahren, die einen gewaltigen Umbruch des Parteiensystems und ein zumindest vorübergehendes Aufbäumen von Justiz und Gesellschaft im Kampf gegen die allgegenwärtige Korruption erlebten, weiß Woller ins rechte Licht zu setzen. Dabei ist besonders Wollers abgeklärte und nüchterne Beurteilung und Einordnung des Phänomens »Berlusconi« hervorzuheben: Dieser habe im Grunde eine ähnliche Reformpolitik wie sein Kontrahent Romano Prodi vertreten, müsse ebenso wie andere Mitbewerber im politischen Geschäft letztlich die Spielregeln respektieren und ende oft in spektakulären Rückzügen. Diese begrüßenswerte Entdämonisierung Silvio Berlusconis gesellt sich zu Wollers insgesamt optimistischer Sicht auf die Zukunft Italiens, dessen politisches System in den Wirren der vergangenen beiden Jahrzehnte insgesamt eher übersichtlicher und normaler geworden und dessen Wirtschaftskrise keineswegs irreversibel sei. In diesem Zusammenhang verweist Woller auf die zunehmende Bedeutung Europas für den Weg Italiens in das 21. Jahrhundert. Leider kommt genau diese Rolle Italiens im Prozess der europäischen Einigung in Wollers Buch insgesamt zu kurz, ebenso wie generell die Frage nach dem Ort und der Rolle, die der italienische Nationalstaat im internationalen System des 20. Jahrhunderts eingenommen hat. Das ändert nichts daran, dass Woller ein gleichermaßen material- wie gedankenreiches und noch dazu gut lesbares Werk vorgelegt hat, das die Beschäftigung mit der neuesten Geschichte Italiens im deutschen Sprachraum auf eine neue, solide Grundlage stellt.

Das wird man von der »Geschichte Italiens« vom Risorgimento bis heute aus der Feder Gerhard Feldbauers nicht behaupten können.¹³ Der 1933 geborene, in der DDR promovierte und habilitierte Historiker und Publizist präsentiert sich als Vertreter eines ungebrochenen kommunistischen Weltbilds in der Nachfolge von Marx, Engels und Lenin, dessen weitere Quellen bevorzugt die italienischen Kommunistenführer Antonio Gramsci und Palmiro Togliatti, geschichtswissenschaftliche Handbücher aus der DDR, Tageszeitungen des »Partito Comunista Italiano« (PCI) und seiner Nachfolgeorganisationen oder auch aktuelle Interpreten der italienischen Geschichte und Gesellschaft aus dem linkssozialistischen oder kommunistischen Lager sind. Feldbauers italienische Geschichte handelt demgemäß von Klassenherrschaft und Unterdrückung und von dem Widerstand, den revolutionäre Kämpfer, streikende Arbeiter, aufrechte Antifaschisten und klassenbewusste Kommunisten ihr entgegensetzten. Emphatisch erinnert der Verfasser an »die zahlreichen Aufstände, die leidenschaftliche Entschlossenheit, mit der sie geführt wurden, die großen Opfer, die sie forderten« (S. 8), vom Risorgimento über den bürgerlichen Nationalstaat und die faschistische Diktatur bis zur Regierung Berlusconis und seiner Bündnispartner, die für ihn einfach nur noch rechtsextrem, faschistoid oder auch faschistisch ist. Ange-

13 *Gerhard Feldbauer*, *Geschichte Italiens. Vom Risorgimento bis heute* (Neue kleine Bibliothek, Bd. 132), PapyRossa Verlag, Köln 2008, 360 S., kart., 19,90 €.

sichts der »katastrophalen Niederlage« der Linken bei Berlusconi's erneutem Wahlerfolg 2008 werde Italiens Zukunft

»entscheidend davon abhängen, dass sich die italienischen Kommunisten und das progressive Bürgertum dem Erfahrungsschatz der revolutionären italienischen Geschichte zuwenden, welche die Tatsache prägte, dass der italienische Nationalstaat von einem Bürgertum durchgesetzt wurde, das unter dem Druck einer radikaldemokratischen revolutionären Volksbewegung agierte« (S. 342).

Diese dem ganzen Text zugrunde liegende Weltanschauung mit ihren klaren Freund-Feind-Schemata, ihrem revolutionären Pathos, ihrem in der Tradition der DDR stehenden plakativen Antifaschismus und einer kommunistischen Geradlinigkeit, vor der der Eurokommunismus und die Bemühungen Enrico Berlinguers und späterer kommunistischer Reformpolitiker um eine konstruktive Zusammenarbeit mit den Kräften des bürgerlichen Lagers kaum Gnade finden, gibt durchaus Raum für einige interessante und von Sachkenntnis geprägte Passagen, so etwa zum Einfluss der faschistischen Nachfolgeorganisation »Movimento Sociale Italiano« (MSI) in Politik und Gesellschaft der italienischen Republik bis in die 1990er Jahre hinein. Gleichwohl handelt es sich bei Feldbauers wenig geordneter Schrift über weite Strecken eher um ein politisches Pamphlet, das sich nicht zuletzt gegen »das die Weltherrschaft beanspruchende Washington« (S. 294) beziehungsweise den »Weltherrschaftskurs der USA« (S. 307) richtet. Es kann der Forschung schon aufgrund der äußerst selektiven und größtenteils veralteten Literaturgrundlage keine Impulse vermitteln, es sei denn, sie unterzöge sich der Aufgabe, die von Feldbauer begierig aufgegriffenen und als Tatsachen dargestellten Verschwörungstheorien, die die Geschichte der Italienischen Republik durchziehen¹⁴ und die Hans Woller souverän am Rande liegen lässt, im Detail zu widerlegen. So ist es für Gerhard Feldbauer klar, dass Aldo Moros Entführung und Ermordung 1978 das Resultat eines von US-amerikanischen und italienischen Geheimdiensten und seinem innerparteilichen Rivalen Giulio Andreotti inszenierten Komplotts waren. Es ist ebenso mühselig, gegen so etwas ernsthaft zu argumentieren, wie Feldbauers Vorstellung als fixe Idee zu entlarven, die italienische Regierungspolitik seit dem Zweiten Weltkrieg sei in praktisch jeder Hinsicht maßgeblich von der CIA gesteuert worden.¹⁵

Der Turiner Politikwissenschaftler Gian Enrico Rusconi zählt zu den wenigen Persönlichkeiten der italienischen Zeitgeschichtsforschung, deren Werke regelmäßig auch ein deutsches Publikum erreichen. Er kann ohne Weiteres dem Umkreis der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung zugerechnet werden, zumal er seit Jahren auch in Kooperationsprojekten mit dem Münchener Institut für Zeitgeschichte aktiv ist und darüber hinaus als Direktor des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient fungierte. Rusconis umfangreiche Darstellung »Deutschland, Italien, Europa. Vom Machtstaat zur ›Zivilmacht‹«¹⁶ erscheint in aktualisierter und erweiterter deutscher Übersetzung unter dem etwas irreführenden Titel »Deutschland – Italien. Italien – Deutschland. Geschichte einer schwierigen Beziehung von Bismarck bis zu Berlusconi«.¹⁷ Zwar sollen »die Beziehun-

14 Hinreichend seriös dazu für eine deutsche Leserschaft *Alessandro Silj*, *Verbrechen, Politik, Demokratie in Italien*, Frankfurt am Main 1998.

15 Kaum mehr als einen 1943 einsetzenden, chronologisch bis Mitte 2011 erweiterten, im Wortlaut über weite Strecken identischen Ableger seiner »Geschichte Italiens« bietet *Gerhard Feldbauer*, *Wie Italien unter die Räuber fiel. Und wie die Linke nur schwer mit ihnen fertig wurde* (Neue kleine Bibliothek, Bd. 169), PapyRossa Verlag, Köln 2012, 218 S., kart., 14,90 €.

16 *Gian Enrico Rusconi*, *Germania, Italia, Europa. Dallo stato di potenza alla »potenza civile«*, Turin 2003.

17 *Ders.*, *Deutschland – Italien, Italien – Deutschland. Geschichte einer schwierigen Beziehung von Bismarck bis zu Berlusconi*, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn/München etc. 2006, XII + 410 S., geb., 39,90 €.

gen zwischen Deutschland und Italien in den vergangenen einhundertfünfzig Jahren [...] den Gegenstand dieses Buches« bilden, zumindest »in ihren wichtigsten Etappen« (S. XI). Doch bietet Rusconi zugleich weniger und auch mehr. Es fällt schwer, den Inhalt des Bandes überhaupt auf einen Nenner zu bringen.

Einerseits behandelt Rusconi mit den Instrumentarien traditioneller Politikgeschichte – es geht tatsächlich um die Geschichte politischer Entscheidungen und explizit auch der Männer, die solche Entscheidungen zu treffen hatten – einige Stationen der deutsch-italienischen Beziehungen: das preußisch-italienische Kriegsbündnis von 1866 als Ausgangspunkt lang währender italienischer Frustration, den Dreibund und Italiens Weg in den Ersten Weltkrieg, das Achsenbündnis im Krieg von 1939/40 bis 1943/45, die zwischenstaatlichen Neuanfänge im Zeichen gemeinsamer Europapolitik unter Konrad Adenauer und Alcide De Gasperi, schließlich eine von Rusconi mit Beunruhigung konstatierte Entfremdung zwischen beiden Staaten seit den 1990er Jahren, denen er eine eher idealisierende schlaglichtartige Betrachtung des vermeintlich wohlwollenden Verständnisses vorausschickt, das Bundesaußenminister Hans-Dietrich Genscher Italien entgegengebracht habe. Das ergibt alles andere als eine zusammenhängende Gesamtdarstellung, eröffnet aber eine Reihe von Einsichten etwa in den Zustand des politischen und gesellschaftlichen Systems im Italien des Jahres 1914/15, als »die latente Krise des italienischen Liberalismus beziehungsweise seine Niederlage« bereits »unabwendbar« erschienen (S. 98), in den sich erst 1935/36 anbahnenden Kurswechsel der außenpolitischen Orientierung des faschistischen Regimes weg von der traditionellen Orientierung an Großbritannien, oder in die persönliche Zwangslage, in der sich 1939/40 ein Mussolini wähnte, der um keinen Preis noch einmal das Odium des vermeintlichen Verrats gegenüber seinem deutschen Bündnispartner auf sich nehmen wollte, der im Rückblick auf das »Syndrom von 1915« zumindest als potenzieller deutscher Vorwurf erneut im Raum stand. Rusconi erkennt darin ein wesentliches Motiv für den italienischen Kriegseintritt 1940. Wichtig gegenüber der Interpretation Wollers erscheinen im Übrigen Rusconis massive Hinweise auf die verbreitete Opposition gegen Mussolinis Kriegskurs, ja auf die dezidierte Abneigung gegen einen Kampf an deutscher Seite nicht nur in seiner engsten politischen und militärischen Führung, sondern auch in der Bevölkerung, sowie auf Mussolinis eigene Absicht, nicht vor Ablauf von drei bis vier weiteren Jahren nach Abschluss des ›Stahlpakts‹ einen Krieg überhaupt anzuvizieren. Zu der Vorstellung einer überstürzten und letztlich nicht wirklich von langer Hand geplanten Beteiligung am Zweiten Weltkrieg passt schließlich die Beobachtung, dass Italien ohne jegliche militärische Operationsplanung agierte und selbst die italienische königliche Kriegsmarine über keine Strategie für die Kriegführung gegen Großbritannien im Mittelmeer verfügte. Von Krieg als Lebenselixier und Fluchtpunkt des Faschismus ist hier keine Rede, vielmehr kultivierte das faschistische Regime Rusconi zufolge bloß »den nationalen Kriegsmythos«, »ohne die entsprechenden Grundlagen zu schaffen« (S. 135).

Andererseits schneidet Rusconi in eher unsystematischer und assoziativer Weise eine Fülle von Themen und Gesichtspunkten an, die sich aus seiner Zielsetzung ergeben, wechselseitige Stereotype, Gemeinplätze, Klischees und Vorurteile im deutsch-italienischen Verhältnis aufzuzeigen und auf ihre Entstehung und ihren historischen Gehalt hin zu überprüfen. Es geht ihm um die Erhellung des komplexen Zusammenhangs »zwischen Stereotypen, Erinnerung, Narrativen und historischer Rekonstruktion, geopolitischem Kontext und politischem Handeln« (S. 6). Im Zentrum steht dabei die Gegenüberstellung von deutscher ›Anmaßung‹ und italienischer ›Unzuverlässigkeit‹. Rusconi kreist immer wieder um diese Thematik, ohne jedoch zu konkreten Ergebnissen zu kommen. Für die Zeit vor 1945 scheint es ihm in erster Linie darum zu gehen, der Vorstellung eines italienischen Verrats in den Situationen des Bündniswechsels im Ersten und im Zweiten Weltkrieg

1914/15 und 1943 zu begegnen. Das ist obsolet, da, wie Rusconi selbst zu erkennen gibt, davon seit Langem nirgends ernsthaft die Rede ist. Für die Phase seit 1945 treibt ihn das offenkundige Missverhältnis zwischen der – seit 1990 noch einmal sprunghaft gewachsenen – politischen und wirtschaftlichen Stärke der Bundesrepublik Deutschland und einem Italien um, das stets um Einfluss ringt und doch immer eine zweitrangige Macht im internationalen System und selbst im europäischen Raum und Einigungsprozess bleibt. Die Bundesrepublik habe sich die wohlwollende italienische Unterstützung bei der Wiedereingliederung in die europäische Staatengemeinschaft und in das westliche Bündnis nach 1945 zunutze gemacht, lasse Italien aber insbesondere seit den Ereignissen rund um die deutsche Vereinigung 1989/90 bei wichtigen Entscheidungen außen vor. Insgesamt erweckt Rusconi für die vergangenen eineinhalb Jahrhunderte deutsch-italienischer Geschichte den Eindruck, Deutschland habe Italien regelmäßig für seine Zwecke instrumentalisiert. Inwieweit dieser Eindruck sich selbst der Qualität eines Stereotyps nähert, sei dahingestellt. Ein größeres Maß an gedanklicher Stringenz hätte dem Buch, das bezeichnenderweise auf ein Resümee verzichtet, ohne Zweifel gutgetan.

Die Geschichte Italiens ist immer auch in besonderer Weise die Geschichte seiner Städte und Regionen. Aus der Sicht einer deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung ist Südtirol von besonderem Interesse. Der neuesten Geschichte der heutigen autonomen Provinz Bozen als Teil der autonomen Region Trentino-Alto Adige hat sich der über Jahrzehnte an der Universität Innsbruck wissenschaftlich beheimatete Rolf Steininger in einer Fülle von Darstellungen und Dokumenteneditionen intensiv gewidmet. Als Essenz seiner Forschungen präsentierte Steininger 1999 eine knappe Gesamtdarstellung der Geschichte Südtirols seit dem Ende des Ersten Weltkriegs, die nun erneut in der ungekürzten Taschenbuchausgabe einer überarbeiteten und erweiterten Fassung aus dem Jahr 2003 erscheint.¹⁸ Insofern reicht die Darstellung nicht ganz bis an die Gegenwart heran. Sie bietet gleichwohl eine ebenso informative und engagierte wie lesenswerte Grundlage für eine erste Annäherung an das Problemfeld Südtirol im 20. Jahrhundert, die um so wertvoller ist, als die meisten der hier zu besprechenden Bücher auf die Thematik nur ganz am Rande eingehen. Steininger beschreibt kurz den Einzug italienischer Truppen in Südtirol im November 1918 und die zunächst militärisch bestimmte Verwaltung und geht ausführlich auf die gedankliche Vorarbeit ein, die insbesondere Ettore Tolomei, ein Lehrer für Geschichte und Geografie und späterer Ministerialbeamter, seit den 1890er Jahren in einer Fülle von pseudowissenschaftlichen Publikationen und Denkschriften zugunsten der Brennergrenze für den italienischen Nationalstaat, der vermeintlich notwendigen ›Re-Italianisierung‹ der Südtiroler Bevölkerung und der Umbenennung geografischer und topografischer Bezeichnungen geleistet hat. Die Vorstellungen der Faschisten koinzidierten mit Tolomeis Weltbild, und seit den frühen 1920er Jahren setzte eine rigorose Politik der Italianisierung des Gebiets und seiner Bewohner ein, die Steininger als unerträglich für die angestammte Bevölkerung ansieht. Der forcierte Zuzug von Italienern vor allem in der öffentlichen Verwaltung¹⁹ und die Ansiedlung eines Industriegebiets bei Bozen mitsamt Arbeitskräften aus dem Süden wurden mit der strikten Unterdrückung deutscher Sprache und Tiroler Kultur verbunden.

Nachdem sich die Option der großen Mehrheit der Südtiroler 1939/40 für eine Übersiedlung ins Deutsche Reich beziehungsweise in von diesem neu zu erobernde Gebiete im Zuge einer angestrebten »volkklichen Flurbereinigung« als, wie Steininger es nennt, »›Endlösung‹ der Südtirolfrage« (S. 33) nicht in der verfügbaren Zeit realisieren ließ und

18 Rolf Steininger, Südtirol. Vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart, Haymon-Taschenbuch Verlag, Innsbruck/Wien 2012, 222 S., kart., 9,95 €.

19 Vgl. dazu Andrea Di Michele, Die unvollkommene Italianisierung. Politik und Verwaltung in Südtirol 1918–1943, Innsbruck 2008 (zuerst ital. 2003).

Südtirol von 1943 bis 1945 faktisch deutscher Herrschaft unterstand, bestanden 1945/46 vage Hoffnungen aufseiten der Südtiroler Bevölkerung, ihr Gebiet in ein neues demokratisches Österreich integrieren und so die Einheit Tirols wiederherstellen zu können. Diese bei ihrer Gründung 1945 nicht zuletzt in der Südtiroler Volkspartei (SVP) gehegten Hoffnungen auf Selbstbestimmung trogen jedoch: Steininger, der immer auch die internationale Dimension des Südtirolproblems einbezieht, erklärt das nicht nur mit der generell geringen Neigung der Siegermächte, Österreich auf Kosten Italiens zu vergrößern, er weist auf die speziell im britischen Außenamt verbreitete Furcht vor einer möglichen Ausweitung des Einflusses der Sowjetunion, die in Österreich als kaum auszurechnende Besatzungsmacht agierte, über den Alpenkamm hinaus. So erfolgten trotz des Gruber-de-Gasperi-Abkommens vom 5. September 1946, das letztlich unter britischem Druck als Arbeitsgrundlage für die weitere Behandlung des Südtirolproblems zwischen Italien und Österreich zustande kam, erneute italienische Repressionen und Schikanen gegen die deutschsprachigen Südtiroler. Steininger spricht von einer nicht zuletzt auch in personeller Hinsicht »direkten Fortsetzung der ehemals faschistischen Politik« (S. 109). Jahrzehntelange Verhandlungen angesichts besonders in den 1960er Jahren eskalierender Sprengstoffanschläge Tiroler Extremisten, denen die italienischen Behörden mit Härte begegneten, und seit den 1980er Jahren wachsender neofaschistischer Anhängerschaft unter der italienischen Bevölkerung führten, auch unter Einschaltung der UNO, bis 1992 zu einer offiziellen Streitbeilegung zwischen der nicht immer glücklich agierenden Schutzmacht Österreich und der italienischen Regierung. Die große Mehrheit der Südtiroler und ihrer politischen Führung hatte sich ohnehin längst von der Vorstellung verabschiedet, ihr Land aus der Italienischen Republik aus- und Österreich eingliedern zu können. Tatsächlich hat sich vor dem Hintergrund wirtschaftlicher Prosperität so etwas wie ein geregeltes Nebeneinander, aber kein wirkliches Miteinander zwischen den beiden Volksgruppen eingestellt. Steininger erkennt darin insgesamt eine Erfolgsgeschichte mit optimistisch stimmenden Zukunftsperspektiven, nicht zuletzt aufgrund der nunmehr völlig offenen Grenzen zu Nord- und Osttirol, spricht aber mit Blick auf die in die Gegenwart hineinragende Vergangenheit und die aus ihr überkommenen Probleme unumwunden von der »Unrechtsgränze« und von »mehr als 80 Jahre[n] Südtirol unter fremder Herrschaft« (S. 203; 199).

II. ITALIEN IM ZEITALTER DER WELTKRIEGE

Obleich die Verlagerung der italienischen Nordgränze an den Brenner und die damit verbundene Teilung Tirols sowie die Eingliederung Südtirols in das Staatsgebiet Italiens für die betroffene deutschsprachige Bevölkerung bis heute von nachhaltiger Bedeutung sind, handelte es sich dabei keineswegs um die gravierendsten Folgen der Intervention Italiens an der Seite der Entente im Krieg gegen die Mittelmächte, die am 23. Mai 1915 mit der italienischen Kriegserklärung gegen Österreich-Ungarn begann. Vielmehr stellt sich die Teilnahme Italiens am Ersten Weltkrieg als die vielleicht wesentlichste Voraussetzung für die Entstehung und politische Durchsetzung der faschistischen Bewegung dar. Lässt allein das schon die eminente Bedeutung dieses Kriegs für die Geschichte Italiens im 20. Jahrhundert aufscheinen, so macht Holger Afflerbach als ausgewiesener Experte für die Geschichte des deutsch-österreichisch-italienischen Dreibundes wie für den Ersten Weltkrieg in einem Sammelband zum Kriegseintritt Italiens 1915, der aus einer eintägigen Tagung des Instituts für Zeitgeschichte und des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient hervorging²⁰, auf weitere Zusammenhänge aufmerksam: Die italienische Beteiligung

20 Johannes Hürter/Gian Enrico Rusconi (Hrsg.), Der Kriegseintritt Italiens im Mai 1915 (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Sondernr.), Oldenbourg Verlag, München 2007, 143 S., kart., 24,80 €.

am Ersten Weltkrieg werde »in der deutschen und internationalen Historiographie« zu Unrecht »als zweitrangiges Ereignis unter den vielen europäischen Tragödien des 20. Jahrhunderts« behandelt, Italien »als bloßer Nebenkriegsschauplatz« angesehen. Dabei sei der italienische Kriegseintritt am 23. Mai 1915 »eines der zentralen politischen Ereignisse des 20. Jahrhunderts« gewesen. »Er hatte ungeheure Folgen für Italien und seine ehemaligen Verbündeten, also für Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich, sowie für ganz Europa«, sei »in Wahrheit von erstrangiger Bedeutung« und verdiene unser fortdauerndes Interesse (S. 53f.). Als Begründung für diese Aufwertung seines Untersuchungsgegenstands führt Afflerbach nicht bloß die an die 1,8 bis zwei Millionen zählenden menschlichen Verluste im italienisch-österreichischen (und ab August 1916 auch italienisch-deutschen) Krieg, an den Fronten und unter der Zivilbevölkerung, an – der italienische Kriegseintritt habe schon damit »eine politische und humanitäre Katastrophe erster Ordnung« nach sich gezogen, gerade auch »für Italien selbst, obwohl es am Ende siegreich war« (S. 98). Über diesen Tatbestand hinaus, durch den das liberale System Italiens in seinen Grundfesten erschüttert und der Faschismus erst ermöglicht worden sei, sei der *intervento*, mutmaßt Afflerbach, »entscheidend für den Ausgang des Ersten Weltkrieges« gewesen, indem er starke österreichische Kräfte gebunden, einen nachhaltigen Sieg der Mittelmächte über Russland 1915 verhindert und insgesamt »auf lange Sicht« deren Niederlage besiegelt habe (S. 54, vgl. auch S. 98).

Diese These dürfte angesichts des zähen Widerstands und des Siegeswillens aufseiten der Westmächte und deren faktischer Unterstützung durch das Arsenal der Vereinigten Staaten überzogen sein – Nicola Labanca (S. 73–84) spricht im selben Band plausibler davon, das italienische Militär habe »eine wichtige, wenn auch nicht entscheidende Rolle beim Sieg der Entente über die Mittelmächte« gespielt (S. 84). Sie macht aber deutlich, warum noch immer mit Vehemenz über die Gründe diskutiert wird, die eine kleine Elite italienischer Politiker einschließlich König Viktor Emanuel III. dazu verleiteten, aus dem im August 1914 deklarierten Status der Neutralität herauszutreten und sich mit der vertraglich zugesicherten Aussicht auf territoriale Beute dem Krieg der Entente anzuschließen. Gian Enrico Rusconi (S. 13–52) macht dafür primär machtpolitische Motive geltend, die im zeitlichen Horizont des Spätimperialismus als legitim zu betrachten und nicht primär moralisch zu bewerten seien: Gewiss seien eine Neigung zum Hasard und politische Fehleinschätzungen im Spiel gewesen, im Kern jedoch sei es darum gegangen, die Gelegenheit zu nutzen, um Italien zum Status einer vollen und gleichberechtigten Großmacht zu verhelfen, ihm im Rahmen seiner geopolitischen Ausrichtung einen Machtzuwachs im Adria- und Balkanraum und letztlich die Hegemonie im Adria- und Balkanraum zu verschaffen. Im Übrigen habe es im internationalen System keine Seite an Zweckbestimmtheit und Zynismus fehlen lassen.²¹ Afflerbach (S. 53–72) dagegen argumentiert radikal gegen die Sinnhaftigkeit der italienischen Entscheidung für den Krieg: Er sieht ein völlig verantwortungsloses Handeln der italienischen Regierung und der Militärs, die über den mörderischen und langwierigen Charakter des Kriegs nicht im Unklaren zu sein brauchten und sich in sorglosem Optimismus hinsichtlich des zu erwartenden Kriegsverlaufs ergingen, verweist auf die zeitgenössisch geäußerten Alternativen zum Kriegseintritt und erkennt in dem Entschluss zum *intervento* »einen durch nichts zu rechtfertigenden ›Akt des Wahnsinns‹, der sich für das Land furchtbar rächte« (S. 67f.). Afflerbach kann sich den Weltkrieg gut ohne Beteiligung Italiens vorstellen. Sowohl Rusconi wie Afflerbach lassen im Übrigen auch innenpolitische Motive der Entscheidungsfindung der italienischen Regierung aufscheinen – die Bewahrung des liberalen, aber im Konfliktfall gegebenenfalls auch monarchisch-autoritären politischen Systems angesichts eines diffusen Bedrohungsszenarios, in dem

21 Vgl. dazu neben Rusconis Beitrag in diesem Sammelband auch *ders.*, Deutschland – Italien, S. 86–103.

sich radikal interventionistische Minderheiten auf der Straße revolutionärer Umtriebe zu bedienen schienen. Bemerkenswert ist zuletzt, wie Rusconi und Afflerbach bei manchen inhaltlichen Differenzen sich methodisch durchaus nahestehen, wenn beide angesichts der Entwicklung der Dinge in Italien 1914/15 die Rolle der Kontingenz betonen, kontrafaktische Argumente anbringen und sich dezidiert zur Bedeutung einer Geschichte des politischen Handelns und politischer Entscheidungen bekennen.

Als Entstehungsbedingung insbesondere der ausgeprägten Gewaltbereitschaft, welche die Protagonisten und Aktivisten der faschistischen Bewegung von deren Beginn an prägte, spielt der Erste Weltkrieg auch in Wolfgang Schieders knapper Synthese zum italienischen Faschismus eine Rolle.²² Entscheidend für die Erklärung der Ermöglichung faschistischer Herrschaft erscheint dem dezidierten Sozialhistoriker jedoch, dass »Italien infolge des Ersten Weltkrieges einer dreifachen gesellschaftlichen Systemkrise ausgesetzt war«, die »sich aus drei säkularen Entwicklungsprozessen« der Moderne ergab, die wiederum »in diesem Land infolge ihres nahezu gleichzeitigen Auftretens zu einer kumulativen Krise führten«: Es handele sich »um die relative Gleichzeitigkeit von unvollendeter Nationsbildung, ungelösten Verfassungskonflikten und unbewältigten wirtschaftlichen Wachstumskrisen, durch welche die besonderen historischen Rahmenbedingungen für die Entstehung des Faschismus in Italien geschaffen wurden«. Schieders eigentliche Darstellung setzt dann aber doch recht unvermittelt mit der Biografie und dem Charakter Mussolinis, der Frühgeschichte des Faschismus und der Ernennung des faschistischen Parteichefs zum Ministerpräsidenten am 30. Oktober 1922 durch König Viktor Emanuel III. ein – das letztgenannte Ereignis wird nicht unter Bezugnahme auf »säkulare Entwicklungsprozesse« erklärt, sondern weitaus bescheidener; es sei »strukturell in den inneren Widersprüchen des politischen Systems Italiens nach 1918 angelegt« gewesen (S. 31). Im Hauptteil des Büchleins behandelt Schieder ebenso konzise wie präzise die Herausbildung des faschistischen Diktatorsystems bis 1929 und dieses System selbst, wie es bis 1943 Bestand hatte. In einem Epilog geht er gleichermaßen fundiert auf die kurze Geschichte der *Repubblica Sociale Italiana* (RSI) von 1943 bis 1945 ein, die primär als deutscher Satellitenstaat von Hitlers Gnaden zu verstehen ist, aber auch den radikalsten genuin faschistischen Kräften noch einmal Gelegenheit zu einer allein geografisch beschränkten Terrorherrschaft bot. Ein Ausblick auf den Umgang der Italiener mit der faschistischen Vergangenheit in ihrer kollektiven Erinnerung rundet den Band ab, der als Einstieg in die Thematik und zur zuverlässigen Erstinformation geeignet ist und die entsprechenden Abschnitte in Wollers Darstellung sinnvoll zu ergänzen vermag.²³

In manchem sind die Ausführungen Schieders nüchterner gehalten als diejenigen Hans Wollers. Beide erkennen in Benito Mussolini die Zentralfigur sowohl der Bewegung als auch des Regimes: »Ohne den politischen Willen, aber auch ohne die ideologische Wendigkeit und die persönliche Rücksichtslosigkeit« des Parteiführers, so Schieder, »hätte sich der Faschismus in seiner historischen Form nicht entfalten können«. Schieder betont wiederholt Mussolinis zahlreiche politische Kehrtwendungen, verdeutlicht die geringe Bedeutung ideologischer Festlegungen für sein Handeln, vermisst im Grunde eine politische Botschaft des Faschistenführers. Aus der Sicht der Jahreswende 1919/20 resümiert Schieder angesichts einer weiteren radikalen Kurskorrektur Mussolinis nach diversen politischen Misserfolgen der jungen Bewegung, derartige »Wendemanöver« sollten »für seinen politischen Stil bezeichnend werden: Er hielt sich künftig stets alle Möglichkeiten offen, um

22 Wolfgang Schieder, *Der italienische Faschismus. 1919–1945*, Verlag C. H. Beck, München 2010, 127 S., kart., 8,95 €.

23 Zur kontrastierenden Ergänzung der Interpretationen von Schieder und Woller sollte allerdings immer noch der korrespondierende Abschnitt bei Rudolf Lill, *Geschichte Italiens in der Neuzeit*, 4., durchges. Aufl., Darmstadt 1988, S. 290–385, herangezogen werden.

sich dann skrupellos für diejenige Richtung zu entscheiden, die ihm den größten politischen Vorteil zu bringen schien« (S. 17–19). Immerhin gelang es Mussolini, mittels einer Doppelstrategie, die die Attitüde des kompromissbereiten Staatsmanns mit der latenten putschistischen Bedrohung durch seine radikalen und gewalttätigen Parteigänger verband, rasch zum Regierungschef aufzusteigen, um als solcher allmählich durch die sorgfältige Austarierung von bürokratischem Parteifaschismus und monarchischem Staatsfaschismus zu einer persönlichen Führerherrschaft zu gelangen, die ihm sicher schien, solange sein Regime politisch erfolgreich war oder sich zumindest propagandistisch so darzustellen vermochte. Schieder verdeutlicht, wie sowohl Propaganda als auch Zwang, Überwachung und Polizeiterror zur Herstellung oder zumindest der Fiktion eines gewissen Maßes an Zustimmung zu dieser Herrschaft beitrugen, wobei der Mythos des Duce eine wesentliche Rolle spielte. Bei all dem ging es Mussolini um nichts als seinen persönlichen Machterhalt (vgl. etwa das einschlägige Zitat auf S. 37: »Wir haben die Macht und wir werden sie behalten. Wir werden sie gegen jedermann verteidigen. In diesem unseren festen Willen, die Macht zu behalten, besteht die Revolution«). Selbst die Kriege des faschistischen Regimes seien in diesem Sinne »immer auch innenpolitisch motivierte Kriege« gewesen (S. 70), wobei nicht ganz klar wird, ob die vermeintliche massenhafte Zustimmung der italienischen Bevölkerung zum Krieg gegen Äthiopien stärker auf die erfolgreiche Propaganda des Regimes oder auf Zwang und auf Autosuggestion der Verantwortlichen zurückzuführen war (S. 71). Auch hinsichtlich des 1938 staatlich verordneten Antisemitismus macht Schieder dessen funktionalen, im Grunde unideologischen und rein willkürlichen Charakter deutlich: Das »internationale Judentum« sei als »neuer Feind« des Regimes den schon bestehenden Feindbildern hinzugefügt worden, weil es »willkürlich für die vom Völkerbund gegen Italien wegen des Überfalls auf Abessinien verhängten Sanktionen verantwortlich gemacht« wurde. Seit 1937 sei Italien dann »in die Reihe der antisemitischen Verfolgerstaaten Europas« eingetreten. »Diese Marginalisierung der ›Anderen‹ zielte auf die Festigung der kollektiven Massenloyalität der Italiener, die über die Konstruktion eines neuen Feindbildes eine besondere faschistische Identität erhalten sollten« (S. 61f.). Im Faschismus sei es in Bezug auf die Juden »nie zu einem angewandten Rassismus« mit tödlichen Folgen gekommen; »der Faschismus wollte die Juden wieder ins Ghetto zurückdrängen, nicht aber als solche vernichten«.²⁴ Der Vorstellung des faschistischen »neuen Menschen« schließlich steht Schieder betont skeptisch gegenüber: »Wodurch der Zukunftsmensch allerdings charakterisiert sein sollte, ist nie eindeutig definiert worden, geschweige denn, daß dies Projekt in die Praxis umgesetzt worden wäre« (S. 64f.). Mussolini erscheint in dieser Darstellung Schieders übrigens nicht persönlich als Rassist oder Antisemit.

Es gelingt Wolfgang Schieder in insgesamt plausibler Weise, den italienischen Faschismus auf einige essenzielle Grundzüge zu reduzieren: massive Gewaltbereitschaft und -anwendung nach innen und außen, ein im Grunde objektloser Aktionismus als wesentlicher Existenzmodus von Bewegung und Regime, Willkür und Unbeständigkeit in der politischen und gesellschaftlichen Zielsetzung, Machtgewinn und -erhalt als Selbstzweck einer auf massenhaften Konsens bedachten despotischen Herrschaft (wobei die soziale Fundierung dieser Herrschaft bei Schieder nicht untersucht und die Frage nach ihren möglichen Nutznießern nicht gestellt wird). Einige Widersprüche und Ungereimtheiten in Schieders Interpretation seien allerdings vermerkt:²⁵ 1. Eine inhaltliche oder auch nur darstellerische Vermittlung zwischen den von Schieder herangezogenen, modernisierungstheoretisch

24 So fast wörtlich auch schon *Lill*, *Geschichte Italiens in der Neuzeit*, S. 346.

25 Vgl. auch *Rainer Behring*, Rezension zu: *Wolfgang Schieder*, *Faschistische Diktaturen. Studien zu Italien und Deutschland*, Göttingen 2008, in: *Jahrbuch Extremismus & Demokratie* 21, 2009, S. 350–353.

gründierten Voraussetzungen für die Entstehung des Faschismus und einer dann doch konventionellen, politik-, verfassungs- und letztlich ereignisgeschichtlich akzentuierten Darstellung wird nicht geleistet. 2. Dem generell ideologiefernen, wendungsreichen, opportunistischen Politiker Mussolini wird ab 1925 plötzlich das »Programm einer faschistischen Außenpolitik« zugeschrieben (S. 53), Ende der 1930er Jahre sogar »ein atemberaubendes imperialistisches Parallelprogramm zu dem Hitlers«, eine »Art Stufenplan«. Schieder scheint das selbst nicht ernst zu nehmen, spricht er doch davon, Mussolini habe begonnen, »von einer faschistischen Weltmachtrolle zu phantasieren« (S. 75). Schieder gibt klar zu erkennen, dass das faschistische Regime sich wirtschaftlich, logistisch und militärisch in keiner Weise auf einen Krieg vorbereitete, der der Realisierung eines solchen scheinbaren Programms adäquat gewesen wäre. Noch in der Situation des Frühjahrs 1940 »schwankte Mussolini [...] hin und her und gab weder der Rüstungsindustrie noch dem Generalstab klare Anweisungen«, um dann schließlich nach langem Zaudern erst, als der deutsche Sieg in Frankreich kurz bevorstand, »in aller Eile zu handeln, um noch an der französischen Kriegsbeute beteiligt zu werden«. Der »Gegensatz zwischen der bellizistischen Rhetorik des ›Duce‹ und dem bescheidenen Ergebnis« der dann planlos unternommenen Kriegsanstrengungen der königlichen Armee hätte in der Tat »nicht größer sein können« (S. 84f.). 3. In Wirklichkeit kann keine Rede davon sein, dass, wie Schieder behauptet, das faschistische Regime gar schon »vor der Entstehung der ›Achse‹ bedingungslos auf Krieg angelegt war«. Es war gewiss auf außenpolitische Erfolge angewiesen, meinte zu diesem Zweck auf militärische Abenteuer setzen zu müssen, war aber eben nicht auf den europäischen Großmächtekrieg fixiert, in den es erst durch seine Annäherung an das Deutsche Reich schuldhaft verwickelt wurde. In diesem Zusammenhang entbehrt Schieders Hypothese jeder Logik, der zufolge »Mussolinis Diktaturregime früher zusammengebrochen wäre, wenn es sich nicht an das geistesverwandte NS-Regime in Deutschland angeschlossen hätte« (S. 77). Erst das willkürliche Zusammengehen mit dem Deutschen Reich spätestens seit dem ›Stahlpakt‹ vom Mai 1939 brachte Italien überhaupt in eine Situation, in der es, dessen Führung (zunächst einmal!) drei bis vier Jahre europäischen Frieden anstrebte, mit einem vom deutschen Bündnispartner vom Zaun gebrochenen geplanten Eroberungskrieg konfrontiert wurde. Hätte Mussolinis Regime in dieser durchaus offenen Situation 1939/40 Abstand vom Deutschen Reich gewahrt oder gar auf die jederzeit mögliche Option einer Reorientierung auf Großbritannien zurückgegriffen, würde es mit einiger Wahrscheinlichkeit auf absehbare Zeit überdauert haben, länger jedenfalls, als es die zunehmende Absorption durch Hitlers Herrschaftssystem und Kriegspolitik zuließ. 4. Schieders Darstellung der faschistischen Außenpolitik ist in sich inkonsistent. Die Beziehungen zu den Westmächten werden wie bei Woller vernachlässigt, Züge einer Politik der berechnenden Äquidistanz zwischen ihnen und dem Deutschen Reich in der Tradition italienischer Außenpolitik, wie sie bis Ende der 1930er Jahre zu beobachten waren, als bloßer Schein abgetan (S. 74f.). Der Behauptung, Mussolini habe sich bereits »seit Hitlers Machtergreifung Schritt für Schritt an den geistesverwandten deutschen Diktator gebunden« (S. 55), folgt unvermittelt die Erkenntnis, erst die während des Abessinienkriegs »von Frankreich und England im Völkerbund gegen Italien durchgesetzten Sanktionen trieben ihn Hitler in die Arme« (S. 74). Die schwierigen, komplexen und widerspruchsvollen Beziehungen zwischen dem faschistischen Italien und dem nationalsozialistischen Deutschen Reich erscheinen insgesamt im Sinne von Schieders Konzept der »beiden faschistischen Diktaturen« (S. 83) geglättet. 5. Entschiedener Widerspruch muss gegen Schieders zentrale Behauptung vorgebracht werden, der Nationalsozialismus habe sich bei seiner Entstehung am italienischen Faschismus orientiert (S. 7). Der Nationalsozialismus entstand mit allen seinen Ingredienzien 1919/20 ohne jeden Zusammenhang mit dem Faschismus: Das gilt gleichermaßen für Hitlers Weltanschauung mitsamt seinem

rassistischen Antisemitismus und seiner rein machtpolitischen Präferenz für ein deutsches Bündnis mit Italien wie für die Entstehung der NSDAP und ihres Parteiprogramms und für die antibolschewistischen und judenfeindlichen gewalttätigen Horden ehemaliger und verhinderter Kriegsteilnehmer, die etwa während des Kapp-Lüttwitz-Putsches im März 1920 mit ihren Hakenkreuzen am Helm eine nationale diktatorische Regierung forderten und letztlich eine Wiederaufnahme des Kriegs zur Zerreißung des Friedensvertrags von Versailles und zur militärischen Wiedererrichtung einer deutschen Herrschaft im Osten Europas anvisierten. Zu all dem bedurfte es keines Anstoßes aus Italien und keines Faschismus, von dessen kümmerlichen Anfängen man damals in Deutschland kaum Kenntnis hatte.

Die Mehrzahl der deutschsprachigen Detailstudien zur italienischen Geschichte im 20. Jahrhundert widmet sich im Berichtszeitraum weiterhin der faschistischen Herrschaft. Wolfgang Schieder selbst steuert eine Mischung aus Monografie und Dokumentenedition über »Deutsche in Audienz beim Duce« bei.²⁶ Folgt man der Darstellung Schieders, so verbrachte Mussolini als Regierungschef das Gros seiner Arbeitszeit an seinem Schreibtisch – der seit Herbst 1929 in einem monumentalen »Arbeitszimmer« im römischen Palazzo Venezia stand –, um dort einen unablassigen Strom von Besuchern zu empfangen, vormittags Partei- und Staatsfunktionäre – bezeichnenderweise ist bei Schieder nichts über das Führungspersonal der königlichen Armee und Marine zu erfahren – zu politischen Besprechungen oder zur Erteilung von Aufträgen, nachmittags überwiegend in- und ausländische Gäste verschiedener Art zu Gesprächen. Schieder untersucht die Bedeutung dieser Audienzen unter Rückgriff auf kulturgeschichtliche Ansätze und erkennt in ihnen ein Pendant zu den bekannten öffentlichen Massenaufmrschen im Angesicht des Duce: Das »von Mussolini entwickelte Audienzsystem« müsse »als herrschaftspolitisch instrumentelles Handeln in ritualisierter Form verstanden werden«. Die Audienzen hätten ebenso wie die Massenveranstaltungen den Charakter politischer Inszenierungen getragen und seien gleichermaßen als eine Form von charismatischer Politik zu betrachten; Mussolini habe hier »seine charismatische berwltigungstaktik« gegenüber ausgewählten Besuchern aus dem In- und Ausland angewandt (S. 13f.). Schieders Analyse zielt auf die Form der Audienzen, nicht auf die Inhalte der Gespräche; es geht ihm um den Stil, nicht den Inhalt von Politik. Entsprechend ist im kulturwissenschaftlichen Jargon die Rede vom »Erfahrungsraum sozialer Interaktion [...], in dem spezifische »Diskurse« stattgefunden haben«, und von dem »Versuch, die neuerdings häufiger angemahnte kulturelle Dimension von Politik an einem konkreten Beispiel zu untersuchen« (S. 20f.). Schieders Fazit lautet knapp: Die Audienz erweise sich als ein zentrales Element von Mussolinis Herrschaft, »sie repräsentierte im faschistischen Italien Mussolinis persönliche Diktatur« (S. 53).

Allerdings möchte Schieder zugleich im Sinne seiner These eines vom italienischen Vorbild ausgehenden Faschismus als gesamteuropäischer Bewegung einen Beitrag zu den Fragen leisten, wie sich anhand der Audienzen Mussolinis der »Transfer des italienischen Ursprungsfaschismus« vollzogen habe, der ohne dieses Audienzsystem nicht denkbar gewesen sei (S. 21), und wie es dem Duce gelungen sei, seinen jeweiligen Besucher »zu einem Botschafter des Faschismus zu machen« (S. 40). Dabei sind die Inhalte der Gespräche vielleicht doch nicht ganz unwichtig. Sie erschließen sich exemplarisch aus den Berichten deutscher Besucher Mussolinis – für den Zeitraum von 1923 bis 1943 machte Schieder knapp 200 deutsche Gäste vor allem anhand der überlieferten Audienzlisten ausfindig²⁷ –, die er gesammelt hat und von denen 32 in dem Band abgedruckt sind. Ihr Wert

26 Wolfgang Schieder, *Mythos Mussolini. Deutsche in Audienz beim Duce*, Oldenbourg Verlag, München 2013, 404 S., geb., 39,80 €.

27 Deren Dokumentation geht nicht ohne Fehler vor sich: Es waren somit »im jährlichen Durchschnitt« nicht »etwa 20 deutsche Besucher« in Privataudienz (S. 66), sondern knapp zehn;

ist recht unterschiedlich: Teilweise handelt es sich um zeitgenössische Veröffentlichungen, teils um Auszüge aus stilisierten Erinnerungen – die Memoiren von Leni Riefenstahl etwa sind hier inhaltlich völlig wertlos. Von besonderer Aussagekraft sind vor allem die authentischen Aufzeichnungen der Journalisten Sven von Müller und Roland Strunk sowie des Reichsministers Hans Frank aus den Jahren 1935/36 (S. 297–307 und 317–319), die Hinweise auf den Beginn von Mussolinis außenpolitischer Umorientierung in diesem Zeitraum und auf seine Einschätzung des Kriegs gegen Äthiopien zu geben vermögen.

Wenn verschiedene deutsche Besucher, so auch die liberalen und dem Faschismus gegenüber durchaus nicht unkritischen Journalisten und Schriftsteller Emil Ludwig und Theodor Wolff, aus ihren Gesprächen mit Mussolini bis in die 1930er Jahre hinein den Eindruck gewannen, der italienische Diktator sei weder auf außenpolitische Aggression noch auf die Ausbreitung des Faschismus bedacht, dann wird man das mit Wolfgang Schieder für das Ergebnis von Verstellung und Täuschung bis hin zur Lüge halten. Weniger überzeugend ist diese Interpretation im Hinblick auf die dezidierte Feststellung Mussolinis und vieler seiner Besucher bis Mitte der 1930er Jahre, dem Faschismus sei der Antisemitismus fremd, gerade das unterscheide ihn vom Nationalsozialismus und generell von der deutschen Rechten. Wenn man aber Schieders insgesamt berechnete Skepsis gegenüber den stilisierten und berechnenden Äußerungen Mussolinis teilt, dann muss man diesen Maßstab methodisch auch gegenüber Aussagen anwenden wie jener zu Joseph Goebbels Ende Mai 1933, Hitler könne sich auf ihn verlassen, »ich gehe mit ihm durch dick und dünn« (S. 275), oder zu Hans Frank von Ende September 1936: »Der Führer war mir immer ein idealer Gedanke. Ich stand immer zu ihm. Auch in schwersten Zeiten« (S. 319).

Selbst wenn die Bedeutung des »Audienzsystems« für die Erklärung von Mussolinis Herrschaft und des faschistischen Regimes von Wolfgang Schieder wohl überschätzt wird, so bietet seine Arbeit doch einen wichtigen Beitrag zur Biografie Mussolinis, die zahlreiche Mosaiksteine enthält und manches Aperçu überliefert, so die Beobachtung des Journalisten Kurt Kornicker, Mussolini sei »ein geradezu phänomenaler Schauspieler« (S. 246). Von eminenter Bedeutung für die Erkenntnis des Wesens faschistischer Herrschaft ist Schieders Beobachtung hinsichtlich der italienischen Audienzgäste des Diktators, Mussolini habe »über die Jahre hinweg Repräsentanten der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Eliten des faschistischen Regimes« empfangen,

»also Industrielle, Banker, Wissenschaftler, Künstler, Architekten und erfolgreiche Sportler, aber auch zahlreiche Vertreter des Adels und vor allem auch viele Frauen der besseren Gesellschaft. Arbeiter oder einfache Bauern, überhaupt Angehörige der Unterschichten, finden sich nicht unter den Audienzbesuchern, die Zielgruppe seiner Audienzen war für Mussolini ausschließlich die Oberschicht des faschistischen Regimes« (S. 57).

Auch habe Mussolinis Personenkult der bloßen »Vortäuschung eines politischen Massenkonsenses« gedient (S. 138).

Weniger als Monografie denn als monumentaler polythematischer Steinbruch präsentiert sich Daniela Liebschers Tübinger Dissertation »zur internationalen Freizeit- und So-

Mussolini reiste im März 1922 gewiss nicht »beunruhigt durch den Abschluß des Rapallovertrages« nach Deutschland (S. 129 und 220); Wilhelm Frick wurde als Reichsminister des Innern nicht 1941 abgesetzt (S. 195); Sterbedatum und -ort Gerhart Hauptmanns sind falsch angegeben (S. 217); »Arnoldo« statt Arnaldo Mondadori (S. 75; 80; 402); »Albert von Kesselring« (S. 374–377; 401). Absurd ist es, eine in einer Aktennotiz vom 2. April 1936 wiedergegebene Bemerkung Mussolinis zur Situation »in der belagerten Festung« zu kommentieren als eine »ironische Anspielung auf die NS-Propaganda, die seit 1942 von einer belagerten »Festung Europa« sprach« (S. 313 mit Anm. 7). Tatsächlich ging es um die aktuelle Situation im von den Völkerbundsanktionen bedrängten Italien.

zialpolitik des faschistischen Italien und des NS-Regimes«. ²⁸ Die Verfasserin verfügt über eine beeindruckende Sachkenntnis, die sich nicht zuletzt in den zum Ende des Buchs hin immer umfangreicher werdenden monströsen Anmerkungen niederschlägt, in denen neben Aktenstücken vor allem Beiträge aus Organen der faschistischen und nationalsozialistischen Publizistik zu Fragen der Sozial- und Arbeiterpolitik dokumentiert werden. Die Frage nach der spezifischen Aussagekraft dieser Art von regimetreuen Veröffentlichungen wird nicht erörtert. Die Untersuchung hat auch einen Gegenstand: »die Entstehung, die Phasen und die Ausgestaltung der totalitären internationalen Freizeitpolitik« der beiden Regime in Italien und Deutschland »als Gegenentwurf zur internationalen Sozialpolitik« der Genfer, in Anlehnung an den Völkerbund und die reformistischen Gewerkschaften agierenden Internationalen Arbeitsorganisation. Das Buch

»beschreibt [...] die Beziehungsgeschichte zwischen den staatlichen Vertretern des italienischen Königreichs, des Deutschen Reichs sowie den jeweiligen Nichtregierungsorganisationen und Parteiverbänden in- und außerhalb der Genfer Internationalen Arbeitsorganisation jeweils vor und nach den Übergängen von der Demokratie zur Diktatur«

sowie »die Wechselbeziehungen zwischen dem faschistischen und dem nationalsozialistischen Regime [...] nicht allein als Teil der italienischen oder deutschen Nationalgeschichte [...], sondern auf den internationalen Kontext bezogen« (S. 18). In transnationaler Perspektive gehe es dabei um »doppelte und ineinander verflochtene Transfer- und Vergleichsstrukturen« (S. 42). Um dieses überwältigende Programm abzuarbeiten, befasst sich Liebscher einleitend mit Forschungskonzept, Forschungsstand, Quellenlage und Gliederung. Allein eine erkenntnisleitende Fragestellung sucht man in der Einleitung dieser Arbeit ebenso vergeblich wie ein greifbares Ergebnis in ihrer Schlussbetrachtung.

Tatsächlich beschreibt Liebscher über Hunderte von Seiten hinweg, und zwar eingestandenmaßen: Sie »beschreibt die Ereignisse und Hintergründe« (S. 443), sucht »die Geschichte der internationalen Sozialpolitik der Zwischenkriegszeit zu beschreiben« (S. 615), möchte »die Eskalationsdynamik der Wechselbeziehungen [...] im Detail beschreiben« (S. 621) und macht sich noch auf der vorletzten Seite Gedanken über »die Beschreibung der faschistischen und der nationalsozialistischen Sozialpolitik und vor allem ihrer Wechselbeziehungen« (S. 636). Das alles ist folgerichtig nicht analytisch, wenig erkenntnisfördernd und schon gar nicht zielgerichtet. Dementsprechend mäandert die Darstellung vor sich hin, beschreibt eben die vergleichsweise gelungene Integration der Vertreter des faschistischen Regimes in die Gremien und Kongresse der Internationalen Arbeitsorganisation und des Internationalen Arbeitsamts in Genf bis zur Zäsur des italienischen Angriffskriegs gegen Äthiopien 1935/36, den radikal lärmenden und polternden Bruch Robert Leys als prototypischer Vertreter des NS-Regimes mit diesen Institutionen gleich im Juni 1933, den Vorbildcharakter der faschistischen Freizeitorganisation »Opera Nazionale Dopolavoro« für die NS-Gemeinschaft »Kraft durch Freude« (KdF), die schwierigen Beziehungen dieser beiden Einrichtungen von anfänglichem Überschwang 1933 über die baldige demonstrative Abgrenzung insbesondere von deutscher Seite und die Wiederannäherung 1936–1938 bis hin zu erneuten Differenzen auf dem Weg in den Krieg, die Ansätze in Deutschland und Italien zur Schaffung einer internationalen sozial- und freizeitpolitischen Konkurrenzorganisation zu den dem Gedanken der Demokratie, des Friedens und der individuellen Selbstbestimmung verpflichteten Genfer Einrichtungen. Das alles ist durchsetzt mit Exkursen zu Themen, die jeweils als Gegenstand eigener Monografien geeignet wären: die formalen und sozialpolitischen Unterschiede zwischen der Deutschen

28 Daniela Liebscher, Freude und Arbeit. Zur internationalen Freizeit- und Sozialpolitik des faschistischen Italien und des NS-Regimes (Italien in der Moderne, Bd. 16), SH-Verlag, Köln 2009, 693 S., geb., 49,80 €.

Arbeitsfront (DAF) und den in Italien beibehaltenen Gewerkschaften, die Vertreter der »jungen Generation« um das Jahr 1930 als Experten für arbeitswissenschaftliche und sozialpolitische Modernisierung und ihr Verhältnis zu den politischen Strömungen über die Zäsuren von 1922, 1933 und 1945 hinweg, das gänzlich neuartige Phänomen massenhafter Freizeit infolge von Rationalisierung und Arbeitszeitverkürzung in den 1920er und 1930er Jahren und die von Wissenschaftlern, Regierungen und Nichtregierungsorganisationen gleichermaßen aufgeworfene Frage, wie die betroffenen Arbeiter und Angestellten damit umgehen sollten, der (para-)staatlich organisierte Massentourismus etwa in Form der berühmten KdF-Kreuzfahrten, die biografischen Parallelen zwischen den führenden sozialpolitischen Exponenten der Regime Robert Ley und Tullio Cianetti. Diese und weitere Themen werden berührt und mit Akribie bibliografisch erfasst, ohne jeweils wirklich gründlich erörtert zu werden, und den fortlaufenden Beschreibungen eingegliedert. Es bleibt dem Leser überlassen, zu entscheiden, was er davon für wichtig erachten möchte. Im Hinblick auf das Verhältnis zwischen Faschismus und Nationalsozialismus bietet der Band zahlreiche Hinweise auf die tief greifenden Differenzen der beiden Regime auch im Bereich der Sozialpolitik: Die nationalsozialistische Sozialpolitik war radikal und rassistisch, »denn sie ging von der Überlegenheit der arischen Rasse aus. Eine gleichberechtigte Partnerschaft mit ausländischen Sozialpolitikern konnte es folglich nicht geben« (S. 413). Das NS-Regime war im sozialpolitischen Bereich wie auch sonst auf Vorherrschaft in Europa und der Welt ausgerichtet und nahm selbst auf den italienischen Partner im Zweifel keinerlei Rücksicht. Die DAF-Führung verfolgte letztlich das Ziel, »auch die italienischen Faschisten in der internationalen Sozialpolitik zu verdrängen« (S. 590). Daniela Liebschers Buch lässt sich aufgrund der durchgehenden Hinweise auf wechselseitige Resentiments, ja offen geäußerte Verachtung insbesondere der Nationalsozialisten gegenüber den Italienern, und auf fortgesetzte Auseinandersetzungen unter den beteiligten Sozialpolitikern, Experten und Journalisten, sowie auf eine andauernde Rivalität und einen ständigen Konkurrenzkampf um die vermeintliche Überlegenheit der jeweils eigenen Sozialpolitik gut als Beitrag zu den gravierenden Systemunterschieden zwischen Faschismus und Nationalsozialismus im Rahmen einer Beziehungsgeschichte miteinander unvereinbarer, spezifischer und im deutschen Falle rassistisch aufgeladener Nationalismen lesen. Die Beteiligten auf italienischer Seite äußerten übrigens nicht selten ihr distanzierendes Unverständnis und ihr Erschrecken angesichts des von den Vertretern der NS-Herrschaft an den Tag gelegten Fanatismus und Antisemitismus.

Von gänzlich anderer Beschaffenheit ist die Göttinger Dissertation von Frauke Wildvang über die »Judenverfolgung im faschistischen Italien 1936–1944«. ²⁹ Unter strikter Konzentration auf die Thematik und – methodisch durchaus sinnvoll – in der Darstellung weitgehend ohne Bezugnahme auf die Entwicklung in Deutschland fragt Wildvang nach den autogenen Wurzeln und Motiven der Entwicklung des faschistischen Regimes hin zu einer 1938 eingeführten antisemitischen Gesetzgebung und nach der Realität und den Auswirkungen der zumindest bis zur deutschen Besetzung des Landes 1943 autonom vorgenommenen Verfolgung jüdischer Menschen in Italien. Dabei geht es ihr am Beispiel der Stadt Rom um eine Erweiterung des Blickfelds durch die Einbeziehung eines breiten Spektrums aktiv Handelnder, weg von der Konzentration auf die Ebene der Regierung und der höheren Verwaltung hin zu den Akteuren auf der mittleren und unteren Ebene, auf die Vertreter der lokalen Administration und ihrer Polizeiorgane, auf potenzielle und tatsächliche Nutznießer der antijüdischen Maßnahmen und auf Denunzianten, aber auch auf die betroffenen jüdischen Italiener und ihre Reaktionen im Angesicht der rassistischen Gesetzgebung, beginnend im Frühherbst 1938 mit der völlig unerwarteten Entfernung

29 *Frauke Wildvang*, *Der Feind von nebenan. Judenverfolgung im faschistischen Italien 1936–1944* (Italien in der Moderne, Bd. 15), SH-Verlag, Köln 2008, 408 S., geb., 39,80 €.

jüdischer Schüler und Studenten, Lehrer und Hochschuldozenten aus den öffentlichen Schulen und Hochschulen. In ihrem Bemühen, das Geschehen in Rom in den Jahren 1938 bis 1943/44 zugleich anschaulich zu machen und zu analysieren, sieht sich die Verfasserin allerdings durchgehend mit dem gravierenden Problem eines Mangels an authentischem Quellenmaterial konfrontiert. Frauke Wildvang holt das Mögliche aus Aufzeichnungen und Erinnerungen jüdischer Betroffener, einer offenbar durchweg splitterhaften Überlieferung der Verwaltungsorgane und einer ebenfalls eher dürftigen juristischen Aufarbeitung in der unmittelbaren Nachkriegszeit heraus. Ihr gelingen eindrucksvolle Skizzen etwa zur Fassungslosigkeit der zunächst besonders mit dem Verlust ihrer Arbeitsplätze und einer zunehmenden sozialen Ausgrenzung konfrontierten Juden oder zu Reaktionen in der nicht jüdischen Mehrheitsbevölkerung, aus der nach Kriegsbeginn 1940 Forderungen nach weiterer Diskriminierung der Juden erhoben wurden, teils aus wirtschaftlichen Motiven, die darauf abzielten, Juden aus den jeweils selbst betriebenen Gewerben zu verdrängen, teils aus Neid auf die vom Kriegsdienst ausgeschlossenen jungen jüdischen Männer, worauf das Regime 1942 schließlich mit deren partieller Heranziehung zu öffentlich sichtbarer, ökonomisch jedoch unsinniger Zwangsarbeit reagierte. Auch die Zustände im von deutschen Polizeiverbänden nur notdürftig kontrollierten Rom 1943/44 lässt Wildvang an Beispielen plastisch hervortreten, insbesondere die Atmosphäre allseitiger Bedrohung durch deutsche und italienische Sicherheitsorgane und deren oft auf eigene Rechnung tätige Handlanger, die vielfach in regelrechten Banden organisiert waren und aus materiellen Motiven Jagd auf Juden – die vor Ort zahlenmäßig geringen Vertreter der deutschen Besatzungsmacht agierten mit lukrativen Kopfgeldern – und Antifaschisten machten, sowie durch Denunzianten wie Nachbarn, Hausverwalter und selbst durch jüdische Verwandte.

Das zugrunde liegende Material lässt Miniaturen oft nur zu einigen wenigen Fällen zu, die auch eine gewisse Aussagekraft haben, es erlaubt aber keine wirklich belastbaren Analysen des Mehrheitsverhaltens von Akteuren und Bevölkerung im Rahmen der vom Regime verordneten antisemitischen Verfolgung. An dieser Stelle wird Wildvangs Interpretation der Befunde problematisch. Sie gibt zu, dass »die begrenzte Auswahl der Fälle keine allgemeingültigen Schlüsse« zulasse, spricht aber gleichwohl von einer »Vielzahl der Fälle von Denunziationen«, von der »Beteiligung zahlreicher italienischer Akteure«, und sie vermutet, »dass auch zahlreiche Akteure aus der vermeintlich abwartenden und passiven Mehrheit der Bevölkerung an der Verfolgung der Juden beteiligt waren«.³⁰ Und dann zieht sie doch einen Schluss, der durch das ausgebreitete Material nicht gedeckt wird:

»Auch wenn sich diese Annahme empirisch nur schwer nachweisen läßt, scheinen doch die verschiedenen Formen der Verschärfung der italienischen anti-jüdischen Politik ab 1938 und auch nach dem 8. September 1943 von einem öffentlichen Konsens getragen, ja sogar durch diesen erst ermöglicht worden zu sein« (S. 362).

Das schafft, ebenso wie ihre Bemerkung, »die italienische Bevölkerung duldet die anti-jüdische Verfolgung zu allen Zeitpunkten« (S. 375), Raum für grundsätzliche Überlegungen zum Verhalten und zu Handlungsmustern von Bevölkerungen in autoritären oder totalitären, auch terroristischen Regimen, die notwendigerweise oft spekulativ und kontrovers bleiben. Tatsächlich zieht Wildvang zur Frage des Denunziantenwesens die Ergebnisse der inzwischen reichhaltigen einschlägigen Literatur über die NS-Herrschaft heran, deren Übertragung auf den italienischen Fall aber methodisch fragwürdig erscheint. Dass Wildvang zu den zitierten Urteilen gelangt, ergibt sich letztlich allein aus ihrem mehrfach ausgesprochenen Untersuchungsziel, den vermeintlich den öffentlichen Diskurs und auch

30 Ebd., S. 361f. Dieselben vagen Formeln dominieren auch die Schlussbemerkungen der Arbeit: »bei großen Teilen der italienischen Bevölkerung«, »von vielen«, »zahlreiche Denunzianten« (S. 365 und 372).

Teile der Geschichtswissenschaft dominierenden Mythos des vor allem im Vergleich zum Verhalten der Deutschen im Zweiten Weltkrieg guten Italieners, der *italiani brava gente*, zu zerstören (vgl. insbesondere die Einleitung, S. 9–16, und *passim*).

Abgesehen davon, dass ernsthafte Historiker und Sozialwissenschaftler gegenwärtig ohnehin kaum mit derartigen ganze Nationen betreffenden Charakterzuschreibungen arbeiten, führt ihr entsprechender Eifer die Verfasserin mitunter über das Ziel hinaus: So bietet das von ihr ausgebreitete Material massive Hinweise auf die in italienischen Polizeidienststellen offenkundig weit verbreitete, von potenziellen Opfern sogar als Gewohnheit angesehene Neigung, die nach der Gesetzgebung der *Repubblica Sociale Italiana* seit Ende November 1943 generell vorzunehmende Verhaftung aller Juden durch rechtzeitige Warnung der Betroffenen zu hintertreiben: »Dabei scheint es sich um eine relativ verbreitete Strategie gehandelt zu haben« (S. 309). Wildvang möchte hinter diesem Verhalten generell keine humanitären Motive vermuten, sondern in erster Linie eine rein eigennützige Überlegung einzelner Polizisten in Erwartung der herannahenden westalliierten Truppen: »Nur ein eher moderates Verhalten konnte auch unter einer neuen Regierung für den weiteren Verbleib im Staatsdienst sorgen« (S. 311). Doch zieht Wildvang aus dem letztlich nur spärlichen Material über das Verhalten der römischen Polizeibehörden wiederum einen zu weitgehenden Schluss: »Anders als das Narrativ der *italiani brava gente* und der Mythos von den guten *poliziotti* es suggerieren, verhielten sich während der Besatzungszeit nicht alle Polizisten widerständig oder halfen mehrheitlich den Verfolgten und Bedrohten« (S. 311). Es dürfte schwierig sein, in der wissenschaftlichen Literatur die Behauptung zu finden, alle römischen Polizisten seien widerständig gewesen – insofern kämpft Wildvang gegen die Windmühlenflügel eines selbst konstruierten Mythos. Die von Wildvang ausgebreiteten Einzelfälle reichen aber nicht einmal aus, um die Hypothese zu widerlegen, die italienische Polizei in Rom hätte unter deutscher Herrschaft mehrheitlich den verfolgten und bedrohten Juden geholfen, und sei es durch Obstruktion und Passivität. Immerhin breitet Frauke Wildvang ihr Material durchgehend unbefangen aus und erlaubt dem Leser dadurch ein eigenes Urteil. Auch bestreitet sie nicht die Rettung der Mehrzahl der italienischen und sich 1943/44 in Italien aufhaltenden ausländischen Juden aufgrund entscheidender Mithilfe der italienischen Bevölkerung und auch vieler kirchlicher Einrichtungen. Zudem setzt sich Wildvang ausführlich mit der Bewahrung der von 1941 bis 1943 unter italienischer Besatzungsherrschaft lebenden Juden vor den deutschen Mördern durch italienische Militärbehörden auseinander, in der sie allerdings wiederum nicht menschliche Regung, sondern lediglich die Sorge um die Aufrechterhaltung italienischer Souveränität gegenüber dem deutschen Bündnispartner erkennen möchte.

Aus der Not der unzureichenden Überlieferung zu ihrem exemplarischen Untersuchungsgegenstand Rom macht Frauke Wildvang eine Tugend, die ihr Buch um so wertvoller erscheinen lässt: Ihre Arbeit besteht zu großen Teilen nicht aus eigener Quellenforschung und -aufbereitung, präsentiert sich aber stattdessen als ein umfassender, kommentierter und im Sinne der Destruktion eines vermeintlichen *Bravo-italiano*-Mythos mit deutlicher Akzentsetzung versehener Bericht zur italienischen und internationalen Forschung über die faschistische Judenpolitik und -verfolgung und bietet damit eine eminent nützliche Transferleistung. Wildvang behandelt die Vorgeschichte auf der Suche nach autogenen Wurzeln eines italienischen und faschistischen Antisemitismus im Katholizismus und in der Nationalstaatsbildung und resümiert, dass die Antisemiten »in der liberalen Bewegung eine verschwindend kleine Minderheit bildeten«, der Antisemitismus »als Instrument politischer Mobilisierung und Integration in der politischen Kultur Italiens« zwischen 1861 und 1922 »keine signifikante Rolle« spielte und auch angesichts des Kriegs gegen das Osmanische Reich 1911/12 »der Antisemitismus [einer] kleinen, nationalistischen Strömung keine kritische Masse« erreichte (S. 49f.). Selbst das faschistische Regime

»kam bis in die 1930er Jahre weitgehend ohne eine antisemitische Disposition aus – ein fundamentaler Unterschied zum Nationalsozialismus« (S. 73). Wildvang erwähnt »die rassentrennende koloniale Gesetzgebung zwischen 1936 und 1940« in den afrikanischen Kolonien Italiens und erkennt in ihr »eindeutig eine fortschreitende Radikalisierung«; sie wähnt mit Wolfgang Schieder »eine enge Verbindung« zwischen »dem kolonialen und dem antisemitischen« Rassismus, »denn ebenso wie die rassistische Gesetzgebung in den Kolonien zielten die antijüdischen Gesetze auf die soziale Separation der jüdischen Minderheit«. Einen echten kausalen Zusammenhang mag sie letztlich aber mit gutem Grund nicht herstellen:

»Die für das faschistische Regime symptomatische Verbindung von Rassismus und Imperialismus generierte jedoch nicht zwingend eine antisemitische Komponente. Seit der Etablierung der faschistischen Herrschaft vergingen fünfzehn Jahre, bevor der lange ausgebildeten rassistischen Matrix der Antisemitismus gleichsam als sekundäre Disposition hinzugefügt wurde« (S. 70f.).

Tatsächlich wurden, und das stellt die grundlegende, vielfach wiederholte und variierte Einsicht von Wildvangs Dissertation dar,

»in Italien etwa ab Herbst 1936 antisemitische Elemente in Rhetorik und Praxis zunehmend vom Regime zur Mobilisierung instrumentalisiert [...], blieb der Antisemitismus hier vor allem Mittel zum Zweck und wurde nicht zum ideologischen Primat, wohingegen der Antisemitismus den Nationalsozialismus im (ideologischen) Kern prägte« (S. 73).

Zahlreiche Befunde in Wildvangs Arbeit stützen diese Interpretation des faschistischen Antisemitismus als einer rein instrumentalen Funktion, als einer »sekundären Option«, die Ende der 1930er Jahre willkürlich aktiviert wurde (so schon S. 11 und passim), deren Umsetzung beliebig verschärft, aber auch, so ließe sich hinzufügen, wieder zurückgenommen werden konnte, sofern es dem Regime nützlich schien:³¹ Die Eugenikprogramme italienischer Wissenschaftler unter dem Faschismus dienten keiner rassistischen Auslese oder Ausmerzung, sondern der Kontrolle und Vermehrung der Bevölkerung; nicht nur bei Mussolini selbst, sondern generell im italienischen Sprachverständnis implizierte die Verwendung des Worts »razza« zumindest bis 1938 keine rassenbiologische Konnotation, es bezeichnete schlicht ein Synonym von »Volk« oder »Nation«; noch in der »dottrina ufficiale del fascismo« aus dem Jahre 1937 findet sich »eine strikte Ablehnung einer rassistischen Begründung von Nationalität« (S. 57, Anm. 128). Juden waren bis 1938 selbst an führenden Stellen im Staatsapparat und im »Partito Nazionale Fascista« (PNF) tätig, während rassistische Antisemiten auch danach keine Karrierevorteile erlangten. Die militärische Führung stand der Rassengesetzgebung offenkundig verständnislos gegenüber. Eine ideologisch-antisemitische Motivation ist in der Regel selbst bei den Faschisten, Polizisten oder Bandenmitgliedern nicht zu erkennen, die 1943/44 als freiwillige Helfer den deutschen Besatzungsorganen zu deren mörderischen Zwecken Juden zuführten. Ob Wildvang die gegen Juden gerichteten Enteignungen untersucht, die Berufsverbote oder die Zwangsarbeit, immer gelangt sie zu dem unzweideutigen Ergebnis, »dass Antisemitismus und antijüdische Verfolgung kein primäres Ziel des faschistischen Regimes waren«, »der Antisemitismus im Faschismus kein absolutes Ziel, sondern eine aktivierbare Option« darstellte (S. 125). Von den 3.634 bis Februar 1940 bearbeiteten Anträgen auf

31 Zumindest einen Hinweis darauf bietet Wildvangs Text: Zu dem im Hinblick auf die Überlebenschancen des Regimes bereits weit fortgeschrittenen Zeitpunkt Frühjahr/Sommer 1943 stellte die italienische Diplomatie im besetzten Griechenland Staatsangehörigkeitsbescheinigungen für in der deutschen Besatzungszone lebende nicht italienische Juden aus, um sie vor dem deutschen Zugriff zu retten, und das, obwohl die Gesetzgebung des Regimes zuvor »selbst die Staatsangehörigkeit aller nach dem 1. Januar 1919 eingebürgerten Juden widerrufen« hatte (ebd., S. 216f. mit Anm. 85).

Ausnahme von den antijüdischen Gesetzen wurden 3.415 positiv beschieden (S. 127, Anm. 283; es bleibt unerfindlich, warum diese Information in einer Anmerkung versteckt wurde)!

»Nicht ideologische Prämissen rassistisch-antisemitischer Provenienz, sondern Opportunitätsstrukturen sollten die antijüdische Verfolgung in Italien maßgeblich prägen«, und »seine spezifische Dynamik« erhielt der »exklusivere Antisemitismus des faschistischen Regimes vor allem als Instrument innerer Mobilisierungslogiken, die sich insbesondere in den Kriegsjahren mit der zunehmend virulenteren Ausgrenzung des »inneren Feindes« als handlungsleitend erweisen sollten« (S. 144). Die »kumulative Radikalisierung« der faschistischen Judenverfolgung, von der Wildvang in Anlehnung an Hans Mommsen wiederholt spricht, führte 1940 bis zu Überlegungen hinsichtlich einer Aussiedlung der italienischen Juden nach Madagaskar, und die bürokratische Erfassung der von den Rassegesetzen Betroffenen seit 1938 sollte den Deutschen etwa bei der Razzia im Gebiet des einstigen römischen Gettos im Oktober 1943 das Auffinden von Deportationsopfern erleichtern. Doch der faschistische Antisemitismus selbst war bis zuletzt nicht »eliminatorisch« oder »exterminatorisch«, wie Wildvang immer erneut klarmacht, er zielte nicht auf die physische Vernichtung von Menschen. Insgesamt schärft auch diese Untersuchung durchgehend den Blick für die fundamentalen Unterschiede zwischen Faschismus und Nationalsozialismus als Bewegungen und Regime.

Eine zentrale Frage bleibt in Frauke Wildvangs verdienstvoller und für jede weitere Beschäftigung mit der Thematik grundlegender Arbeit ungeklärt: die nach den Ursachen und Motiven der sich nach Auffassung der Verfasserin seit Mitte oder Herbst 1936 anbahnenden und sich im Laufe des Jahres 1938 manifestierenden antisemitischen Wende des Regimes. Ihre knappen Ausführungen dazu (S. 103f.) bleiben unbefriedigend. Ihr Hinweis auf überwiegend interne Faktoren – »eine im Faschismus angelegte »totalitäre Intoleranz«, eine »Kampagne zugunsten der Einheit des italienischen Volkes«, die Forcierung einer »Faschisierung der italienischen Gesellschaft«, der Versuch einer Überwindung der drohenden inneren Erstarrung des Regimes oder »die Instrumentalisierung des Antisemitismus [...] als eine Vorbereitung der italienischen Bevölkerung auf den [welchen?] bevorstehenden Krieg« – vermag nicht zu überzeugen, kann vor allem den Zeitpunkt der tief greifenden antisemitischen Wende nicht erklären. Den vermeintlichen Zusammenhang mit der »Entwicklung des kolonialen Rassismus im Kontext der Besatzungsherrschaft in Äthiopien«, durch den »die antijüdischen Gesetze als konsequente Übertragung rassistischer Konzepte und Praktiken auf das italienische Mutterland zu interpretieren« seien, hatte sie selbst bereits zu Recht als nicht zwingend gekennzeichnet – das gilt um so mehr, als dem Faschismus die Vorstellung einer jüdischen, außerhalb der italienischen Nation stehenden Rasse an sich fremd war. Mutmaßlich würde es weiterführen, der Überlegung, die die Verfasserin lediglich als »nicht auszuschließen« abtut, nämlich »dass auf italienischer Seite der Wille, die Allianz mit dem nationalsozialistischen Deutschland zu festigen, eine Rolle spielte«, in einem neuen Anlauf intensiv nachzugehen: Die außenpolitische Isolation Italiens gegenüber den Westmächten infolge der Aggression gegen Äthiopien und seine beginnende Annäherung an das Deutsche Reich standen 1936 in einer alles andere als zufälligen zeitlichen Koinzidenz mit der propagandistischen Vorbereitung auf einen möglichen antijüdischen Schwenk (vgl. dazu auch S. 85), ebenso wie 1938 die endgültige Aufgabe jeglichen italienischen Widerstands gegen eine deutsche Annexion Österreichs, der Staatsbesuch Hitlers in Rom und die partielle Zusammenarbeit der beiden Regime im durch handfeste Drohungen in Gang gesetzten Prozess der Auflösung der Tschechoslowakei mit der Installierung der antisemitischen Gesetzgebung. Die zunehmende außenpolitische Orientierung Mussolinis an Deutschland bildete den Hintergrund einer zumindest versuchsweisen Annäherung des faschistischen Regimes an den NS-Staat

auch auf innen- und gesellschaftspolitischem Terrain (vgl. auch dazu einen vereinzelt Hinweis auf S. 92). Hier müssten weitere vergleichende und beziehungsgeschichtliche Untersuchungen im Kontext der internationalen Beziehungen ansetzen, die dann allerdings wiederum den Schwerpunkt auf die Ebene der Entscheidungsträger in der italienischen Partei und Regierung zurückzuverlagern hätten.³²

Die Schlüsselrolle, die der in mehrfacher Hinsicht unter Bruch des Völkerrechts vorgenommene Angriffskrieg gegen den unabhängigen, dem Völkerbund angehörenden Staat Äthiopien für die weitere Entwicklung des faschistischen Regimes spielte, wird aus jeder möglichen Perspektive offenkundig, gleich ob man seine Folgen für die italienische Außenpolitik im Rahmen der internationalen Beziehungen, seine ruinösen Auswirkungen auf den italienischen Staatshaushalt, seinen Zusammenhang mit der Radikalisierung des faschistischen Rassismus oder seine innenpolitisch mobilisierende Funktion zur Überwindung einer möglichen inneren Krise angesichts einer nachlassenden Zustimmung der Bevölkerung zur Herrschaft Mussolinis betont. Der an der Universität Luzern lehrende Schweizer Historiker Aram Mattioli leitete dort am 3. Oktober 2005 anlässlich des 70. Jahrestags des Beginns der italienischen Aggression eine Tagung, deren Beiträge in einem Sammelband unter dem programmatischen Titel »Der erste faschistische Vernichtungskrieg« vorliegen.³³ Der Band ist schon deshalb wertvoll, weil er den Extrakt einiger kurz zuvor publizierter Monografien zum Thema enthält³⁴ und insofern eine leicht zugängliche Annäherung an den Stand der Forschung ermöglicht. Für Mattioli geht es darum, Italiens Aggression gegen das Kaiserreich Äthiopien als »ein Schlüsselereignis in der Gewaltgeschichte der Weltkriegsepoche« zu würdigen, ihre »historische Bedeutung als Laboratorium der Massengewalt« ins Licht der Forschung zu rücken und ihr die Beachtung zu geben, die dieser Angriffs- und Eroberungskrieg »eigentlich verdienen würde«. Immerhin sei der Abessinienkrieg »der erste Angriffskrieg« gewesen, »den ein europäisches Land in der Ära der kollektiven Sicherheit entfesselte« (S. 9). Dieser Krieg dauerte, so die Perspektive Mattiolis, aufgrund des anhaltenden Widerstands gegen die italienische Okkupation und der dadurch veranlassten fortgesetzten Vergeltungsmaßnahmen der Konterguerilla bis zur Befreiung des Landes durch britische Truppen 1941 an und bildete insofern einen integralen Teil des Zweiten Weltkriegs. Vor allem aber »charakterisierte diesen Konflikt nichts so sehr wie die Tatsache, daß die zivile Bevölkerung von Anfang an im großen Stil zum Opfer gemacht wurde« (S. 13). Insofern fügt sich dieser Krieg in die Entwicklung eines stetig steigenden Anteils ziviler Opfer im Verhältnis zu den getöteten

32 Die konzeptionslose und konfuse, ebenso oberflächliche wie fehlerbehaftete und aus lauter Veratzstücken zusammengeklautbe, am Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin entstandene Dissertation von *Kilian Bartikowski*, *Der italienische Antisemitismus im Urteil des Nationalsozialismus 1933–1943* (Zentrum für Antisemitismusforschung, Reihe Dokumente, Texte, Materialien, Bd. 77), Metropol Verlag, Berlin 2013, 208 S., kart., 22,00 €, demonstriert eindrücklich die Überforderung des Verfassers angesichts seiner Aufgabe. Eine reflektierte und systematische, gründliche und tiefeschürfende, eigenständig argumentierende Studie zu der an sich dankbaren Thematik bleibt ein Desiderat.

33 *Asfa-Wossen Assefate/Aram Mattioli* (Hrsg.), *Der erste faschistische Vernichtungskrieg. Die italienische Aggression gegen Äthiopien 1935–1941* (Italien in der Moderne, Bd. 13), SH-Verlag, Köln 2006, 197 S., geb., 29,80 €.

34 Das gilt vor allem für *Aram Mattioli*, *Experimentierfeld der Gewalt. Der Abessinienkrieg und seine internationale Bedeutung 1935–1941*, Zürich 2005, *Giulia Brogini Künzi*, *Italien und der Abessinienkrieg 1935/36. Kolonialkrieg oder Totaler Krieg?*, Paderborn/München etc. 2006, *Gabriele Schneider*, *Mussolini in Afrika. Die faschistische Rassenpolitik in den italienischen Kolonien 1936–1941*, Köln 2000, und *Petra Terhoeven*, *Liebespfand fürs Vaterland. Krieg, Geschlecht und faschistische Nation in der italienischen Gold- und Eheringsammlung 1935/36*, Tübingen 2003.

und verwundeten Kombattanten in bewaffneten Konflikten ein, die die Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts seit dem Ersten Weltkrieg kennzeichnete. Mattioli und einige seiner Mitautoren rufen nachdrücklich die Brutalität der unter Einsatz von Bombenflugzeugen und Giftgas agierenden Kriegführung des Aggressors ins Bewusstsein, die offene Propagierung des gnadenlosen Vorgehens italienischer Soldaten gegen einen militärisch hoffnungslos unterlegenen, noch dazu als barbarisch oder minderwertig gezeichneten Gegner in der rasch aufblühenden Kriegsliteratur, die mörderischen Massaker der als neue Kolonialmacht auftretenden Besatzer und ihre darüber hinausreichenden Zerstörungsmaßnahmen gegen die Lebensgrundlagen der Bevölkerung etwa durch das Abbrennen von Dörfern oder die Vernichtung ganzer Viehherden.

Die Verantwortung der militärischen und politischen Führung vor Ort und in Italien bis hinauf zu Mussolini für die Art der Kriegführung und die mitunter zu Tötungsorgien ausufernden Vergeltungsmaßnahmen wird in den Darstellungen deutlich. Es handelte sich nicht allein um bloße Exzesse einzelner Einheiten, die auch vorkamen. Mattioli spricht vielmehr von »völkerrechtswidrigen Aufforderungen zum Massenmord« und erkennt »eine systematische Terror- und Ausrottungspolitik« bis hin zum »Soziozid«, der gezielten Ermordung von Angehörigen bestimmter sozialer Gruppen wie dem amharischen Adel, dem Klerus der äthiopisch-orthodoxen Kirche oder den jungen, aufstrebenden, teilweise im Westen ausgebildeten Eliten, durch die die geistigen Träger des antiitalienischen Widerstands vernichtet werden sollten (S. 18f.). Allerdings sind, und das spielt für die Gesamtinterpretation des Konflikts eine wesentliche Rolle, deutlich zwei Phasen zu unterscheiden, die grob durch die Ausrufung des faschistischen Imperiums durch Mussolini am 9. Mai 1936 nach der Eroberung von Addis Abeba und der Proklamierung des italienischen Sieges über das längst nicht vollständig besetzte Land getrennt werden: Zunächst ging es um die Eroberung Äthiopiens als eines alten Ziels des italienischen Imperialismus, dessen Realisierung von Teilen der Generalität auf Wunsch Mussolinis akribisch vorbereitet worden war und die aus Gründen der Selbsterhaltung des Regimes militärisch rasch voranschreiten musste und auf keinen Fall scheitern durfte, was die Anwendung aller zur Verfügung stehenden Mittel und die »Totalisierung der Kriegführung« als logische Folge ohne Weiteres erklärt; aufgrund der »beschränkten Ressourcen Italiens« konnte sich das Land »einen langen Krieg, ob in den Kolonien oder in der Metropole, niemals leisten« (Giulia Brogini Künzi, S. 34). Massenmorde oder die Vernichtung ganzer Bevölkerungsgruppen waren zu diesem Zweck weder vorgesehen noch waren sie geplant, vielmehr wurden in der ersten Jahreshälfte 1936, nach den ersten gewonnenen Schlachten, zumindest im Nordteil des Landes Versuche unternommen, die Zivilbevölkerung, den Klerus und die Eliten für eine Akzeptanz der italienischen Herrschaft zu gewinnen (Brogini Künzi, S. 39); noch zu Anfang des Jahres 1937 schien die militärische und politische Lage aus der Sicht der Besatzer auf dem Wege der Besserung und eine mittelfristige Beruhigung möglich zu sein (Matteo Dominioni, S. 121f.). Erst der zweifellos legitime, anhaltende Widerstand von Teilen der einheimischen Bevölkerung und insbesondere das gescheiterte Attentat auf den als Vizekönig amtierenden General Rodolfo Graziani am 19. Februar 1937 führten die italienische Seite zu den als Vergeltungsmaßnahmen verstandenen oder doch kaschierten Vernichtungsaktionen, die die Besatzungspolitik fortan kennzeichnen sollten. Hier ist eher ein prototypischer Fall von »kumulativer Radikalisierung« angesichts einer vom Aggressor so nicht vorhergesehenen Entwicklung zum Guerillakrieg zu konstatieren als die vorsätzliche, direkt mit der Invasion beginnende und ideologisch motivierte Tötung sozial oder gar biologistisch-rassistisch definierter Bevölkerungsgruppen. Das unterscheidet die Entwicklung in Äthiopien aber grundsätzlich von der deutschen Besatzungsherrschaft in Polen ab 1939, mit der Mattioli sie auf eine Stufe stellen möchte (S. 21f.).

Somit wies die Realität der Besatzungsherrschaft im äthiopischen Teil des neu gegründeten kolonialen Herrschaftsgebildes Italienisch-Ostafrika Züge eines anhaltenden Vernichtungskriegs gegen jegliche Regung eines aktiven Widerstands auf, geplant war das Unternehmen aber als herkömmlicher Eroberungskrieg gegen ein Territorium, dessen souveräne und gleichrangige Staatlichkeit weder von Italien noch von den dominierenden europäischen Kolonialmächten Frankreich und Großbritannien ernsthaft anerkannt wurde. Insofern handelte es sich tatsächlich um einen »anachronistischen Kolonialkrieg« in gemeineuropäischer Großmächtetradition, »in dem die Italiener noch einmal alle Verbrechen kopierten, welche die älteren Kolonialmächte seit jeher über eroberte Urbevölkerungen brachten«, auch wenn Aram Mattioli diese von Rudolf Lill vertretene Auffassung gerade überwinden möchte zugunsten der Vorstellung, der Abessinienkrieg habe »die ›Brücke‹ zwischen den Kolonialkriegen des imperialistischen Zeitalters und Hitlers Lebensraumkrieg« gebildet (S. 24f.). Doch Mattioli vermag diese Brückenfunktion nicht überzeugend darzulegen; er selbst verweist eben doch überwiegend auf Anklänge an den traditionellen Kolonialismus: So spricht er von einer »eigentliche[n] Schreckensherrschaft« Grazianis in Addis Abeba, »für die es in der Kolonialgeschichte Afrikas und Asiens« eben nicht keine, sondern »nur wenige Vorbilder gab« (S. 17), der Abessinienkrieg unterschied sich »von den meisten der früheren Kolonialkriege« (S. 11), offenbar aber doch nicht von allen; in Bezug auf die gegenüber der Zivilbevölkerung angewandte Gewalt kennt Mattioli »nicht viele Vorbilder« in der Geschichte der modernen Kolonialkriege, doch er kennt sie (S. 13); die Italiener seien in ihrem neuen afrikanischen Reich bei ihren Aktionen »zur Niederschlagung von ›Rebellionen‹ [...] weit systematischer gegen die zivile Bevölkerung« vorgegangen als England und Frankreich in ihren Überseebesitzungen (S. 21), und doch gehörten diese Maßnahmen offenkundig zur selben Kategorie.

Im Übrigen spricht Petra Terhoeven in dem Band ohne Weiteres vom »anachronistischen Kolonialkrieg« beziehungsweise »-unternehmen« (S. 74; 85), während Gerald Steinacher und Leopold Steurer darin »den letzten kolonialen Eroberungskrieg« erkennen und zu Recht konstatieren: »Italiens Eroberungsfeldzug in Äthiopien gehört zu den späten europäischen Kolonialkriegen; er war gleichzeitig einer der brutalsten« (S. 106; 91). Damit ist die Substanz dieses blutigen Unternehmens hinreichend präzise eingeordnet. Darüber hinaus erscheint es bemerkenswert, dass man sich in der faschistischen Führung offenbar generell wenig Gedanken darüber gemacht hatte, was man mit dem Land jenseits der bloßen militärischen Annexion eigentlich anstellen wollte: »Der Eroberung Ostafrikas waren denn auch keine konkreten Pläne über die spätere Nutzung vorausgegangen. Ein massiver Siedlungskolonialismus [...] ließ sich in Äthiopien nicht realisieren. Auch waren die Möglichkeiten wirtschaftlicher Ausbeutung des großen Landes nicht bekannt« (Brogini Künzi, S. 42). Nimmt man die wesentliche Erkenntnis von Gabriele Schneider hinzu, nach der das Regime vor 1936 auch keine ausgefeilte Rassenideologie als Grundlage für die Errichtung einer diskriminierenden und separierenden Kolonialherrschaft entwickelt hatte – eine für die Gesamteinschätzung des Stellenwerts von Rassismus im Faschismus wiederum bemerkenswerte Beobachtung! – und eine Rassenfrage eigentlich erst im Laufe des Eroberungskriegs ad hoc aufgeworfen wurde, zumal sich viele italienische Soldaten gegenüber den Einheimischen keineswegs so abweisend verhielten, wie es das Regime von ihnen erwartet hatte (S. 127–133), dann stellt sich um so mehr der Eindruck ein, dass die kriegerische Eroberung Äthiopiens außer in der imperialistischen, auf die Anerkennung eines gleichberechtigten Großmachtstatus bedachten Tradition italienischer Außenpolitik in erster Linie in dem der faschistischen Bewegung als spezifischem Wesensmerkmal eigenen objektlosen Aktionismus wurzelte, der sich hier in Form eines kolonialen Annexionismus manifestierte. Als Vernichtungskrieg war die italienische Aggression gegen Äthiopien jedenfalls nicht konzipiert worden.

Ein anderer Einwand gegen den programmatischen Titel des Bandes wiegt freilich schwerer: Er impliziert, dass es weitere »faschistische Vernichtungskriege« gegeben habe. Da das faschistische Regime keinen weiteren Vernichtungskrieg geführt hat – selbst hinsichtlich der italienischen Herrschaft auf dem Balkan 1941 bis 1943 spricht etwa Wolfgang Schieder neuerdings wieder vorsichtig von »einem defensiven Besatzungs-terror«³⁵ –, liegt ihm implizit der Verweis auf den nationalsozialistischen Krieg zugrunde. Das wiederum beruht auf dem faschismustheoretischen Konstrukt der »beiden faschistischen Diktaturen«. Wer aber anders als Schieder, der im Nationalsozialismus nur eine »deutsche Abart« des italienischen Faschismus zu sehen vermag (S. 179), auf der Eigenständigkeit der nationalsozialistischen Bewegung und ihrer Herrschaft beharrt, wer in ihr die deutsche Diktatur, den Staat Hitlers oder Hitlers Herrschaft erkennt, die durch den Rassenstaat, den SS-Staat oder die Politik der Vernichtung und durch einen auf die Revolutionierung der europäischen und letztlich der globalen Staatengemeinschaft und ihrer Gesellschaftsordnungen abzielenden rassistisch grundierten Eroberungskrieg charakterisiert war, dem wird die bloß scheinbare Kategorie des »faschistischen Vernichtungskriegs« als analytisches Instrument nicht einleuchten. »Hitlers Weltanschauungssoldaten im Osten Europas« setzten keineswegs, wie Mattioli in arg verkürzender Perspektive meint, das fort, »was Mussolinis Legionäre in Ostafrika erprobten« (S. 25): Nichts spricht dafür, dass der spezifisch deutsche Eroberungs- und Vernichtungskrieg von 1939 bis 1945 in irgendeiner Hinsicht einen anderen Verlauf genommen oder eine andere Gestalt angenommen haben würde, hätte der anachronistische Kolonialkrieg des Königreichs Italien gegen das Kaiserreich Äthiopien 1935/36 nicht stattgefunden.

Ein weiterer, umfangreicher Sammelband widmet sich der deutsch-italienischen »Achse« im Krieg.³⁶ Er dokumentiert die Ergebnisse einer Tagung, die im April 2005 im Deutschen Historischen Institut in Rom in Zusammenarbeit mit dem Institut für Zeitgeschichte stattfand. Die 23 thematisch breit gestreuten Beiträge können hier nicht im Einzelnen besprochen werden; die Herausgeber selbst fassen die jeweiligen Resultate für den eiligen Leser einleitend zusammen (S. 19–30): Sie gehen relativ vorsichtig an die Frage einer gemeinsamen Identität der Regime in Italien und Deutschland heran, indem sie von den »immer engeren Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich Adolf Hitlers und dem faschistisch-monarchischen Italien Benito Mussolinis« sprechen, von einer »ideologisch-politisch wie militärisch fundierten Allianz, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, Europa im faschistisch-nationalsozialistischen Sinn umzustürzen«, »einer kontinuierlichen und immer intensiveren Annäherung im Zeichen von Hakenkreuz und Likatorennbündel« sowie von »Konvergenz« und einem »aggressiven außenpolitischen Gleichklang zwischen Berlin und Rom« (S. 11f.). Das erscheint hinreichend differenziert und konsensfähig und es hebt sich deutlich von der Vorstellung der »beiden faschistischen Diktaturen« ab. Allerdings betonen die Herausgeber in ihrer Einleitung, die meisten Beiträge des Bandes hoben hervor, »daß es allen Strukturproblemen der Allianz und allen machtpolitischen Konflikten zwischen den Bündnispartnern zum Trotz mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede gegeben habe« (S. 30). Im Folgenden werden nur einige wenige beachtenswerte Erkenntnisse aus der Lektüre des Bandes angesprochen.

35 Schieder, *Der italienische Faschismus*, S. 90.

36 Lutz Klinkhammer/Amedeo Osti Guerrazzi/Thomas Schlemmer (Hrsg.), *Die »Achse« im Krieg. Politik, Ideologie und Kriegführung 1939–1945* (Krieg in der Geschichte, Bd. 64), Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn/München etc. 2010, 539 S., geb., 48,00 €. – Ein Rezensionsexemplar eines weiteren Bandes der Reihe *Italien in der Moderne*, Malte König, *Kooperation als Machtkampf. Das faschistische Achsenbündnis Berlin-Rom im Krieg 1940/41*, Köln 2007, stand leider nicht zur Verfügung.

Hans Woller (S. 34–48) hebt das Überwiegen rein machtpolitischer Motive für die Annäherung Mussolinis an das Deutsche Reich bis 1936 und darüber hinaus hervor, und er verdeutlicht die Rolle, die eine Reihe von Fehlkalkulationen des italienischen Diktators auf seinem Weg in den Krieg spielte. Christof Dipper (S. 49–79) steuert gehaltvolle vergleichende Überlegungen zum Verhältnis von Faschismus und Nationalsozialismus zur Moderne bei: Unter Anwendung eines strikt analytischen Begriffs von Modernisierung stünden »Moderne und Faschismus in engem Zusammenhang«; man könne im Hinblick auf die faschistische und die nationalsozialistische Bewegung »von Spielarten der Moderne sprechen [...], von denen die faschistische oder ›barbarische‹ Moderne eine ist« (S. 50). Insbesondere seien die von beiden Regimen verfolgten, umfassend angelegten gesellschaftspolitischen Pläne und ihr Ausbau des Wohlfahrtsstaats modern gewesen. Dippers Beitrag hat zwar mit der »›Achse‹ im Krieg« nur bedingt zu tun, er vermittelt aber wichtige sozialgeschichtliche Einblicke in das Wesen der faschistischen Herrschaft, die in den übrigen hier zu besprechenden Publikationen merkwürdigerweise durchweg zu kurz kommen: So hätten sich in der faschistischen Frauenorganisation »Fasci femminili« »fast nur Frauen aus der Mittel- und Oberschicht« organisiert. Der Faschismus habe, wie Dipper am Beispiel der Familienpolitik erläutert, »die überlieferte Klassengesellschaft kaum verändert« (S. 58f.). Zwischen Faschismus und Arbeiterschaft hätten stattdessen »nur negative Beziehungen« bestanden. Fabrik- und Landarbeiter, Kleinbauern und Pächter »teilten eine Reihe von Erfahrungen, die im italienischen Faschismus durchweg negativer Natur waren«: »Hunger, ja teilweise Unterernährung gehörte schon seit den zwanziger Jahren für einen Großteil der italienischen Fabrikarbeiter und für die Masse der Landbevölkerung zum Alltag«, der sich im Laufe des Kriegs noch verschlechtern sollte (S. 74f.). Auch in der Lohnpolitik des faschistischen Regimes suche man »vergeblich nach Zeichen der Moderne«; ihr Hauptmerkmal seien »mehrfache drastische Lohnkürzungen« gewesen, die »zu rascher Verarmung führten und immer wieder Streiks provozierten« (S. 70). Dipper ruft damit nachdrücklich den sozialkonservativen Kern der faschistischen Diktatur, ihre konsequente Bewahrung der Herrschaftsposition traditioneller Eliten als Grundzug und Zweck des Regimes in Erinnerung, der sie so fundamental unterschied von dem der NS-Herrschaft zugrunde liegenden Movens einer gesamtgesellschaftlichen Revolution nach biologistisch-rassistischen und Leistungskriterien, wobei unter »Leistung« freilich auch die eifrige Mitwirkung an Weltanschauungskrieg und Völkermord verstanden wurde.

Ausgehend von der Beobachtung, dass die Zahl der im Zweiten Weltkrieg getöteten Italiener bei 230.000 oder etwa 0,5 % der Bevölkerung lag, während die Vergleichszahl im Falle Deutschlands über sieben Millionen Tote oder fast 10 % der Bevölkerung ausmachte, und Italien seinen Kampf im Sommer 1943 abbrach, während das Deutsche Reich bis Ende April 1945 verbissen kämpfte, vergleicht MacGregor Knox (S. 80–107) in einer ebenso sachkundigen wie brillanten Skizze das Verhältnis von Staat, Partei und bewaffneter Macht im faschistischen Italien und im nationalsozialistischen Deutschland. Diese fundierte Analyse belegt unabweislich die vollständige Differenz, ja Unvereinbarkeit der beiden Regierungssysteme, Militärapparate und Gesellschaftsordnungen im Hinblick auf ihre Befähigung und Bereitschaft zur kriegerischen Expansion. Der Beitrag von Knox ist vortrefflich geeignet, die Vorstellung massiv infrage zu stellen, Mussolinis vom König abhängige und jederzeit widerrufliche Diktatur und Hitlers absolute Herrschaft hätten mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede aufgewiesen. Zwei Aufsätze zur Koalitionskriegführung der Achsenmächte bestätigen die traditionelle Auffassung, eine effiziente militärische Kooperation Italiens und Deutschlands auf der strategischen Ebene habe zu keinem Zeitpunkt bestanden und sei von beiden Seiten auch nicht angestrebt worden (Jürgen Förster, S. 108–121). Der Zustand der italienischen Streitkräfte war hinsichtlich der Anforderungen einer zeitgemäßen Kriegführung in vielerlei Hinsicht deplorabel.

Alessandro Missignani (S. 122–146) hebt darüber hinaus hervor, dass Italien am Zweiten Weltkrieg ohne »klar definierte Ziele« teilnahm. »Ernsthafte Kriegsvorbereitungen hatte Mussolini nicht getroffen.« Der Kriegseintritt des faschistischen Diktators erfolgte 1940 aufgrund »eine[r] opportunistische[n] Haltung [...], die dahin tendierte, den Feind mit Hilfe des stärkeren Verbündeten zu besiegen, um anschließend die Beute mit ihm zu teilen«; der Duce hoffte mutmaßlich, »daß Italien dabei im wesentlichen mit einer Scheinpräsenz davonkommen würde« (S. 126; 146). Vorstellungen vom Krieg als Lebenselixier und Fluchtpunkt des Faschismus werden durch solche Befunde schwerlich gedeckt. Malte König (S. 176–193) arbeitet für den Zeitraum zwischen dem italienischen Kriegseintritt im Juni 1940 und dem Beginn des deutsch-sowjetischen Kriegs im Juni 1941 die zunehmende einseitige Abhängigkeit Italiens vom deutschen Bündnispartner heraus, nicht bloß im rein militärischen und (rüstungs-)wirtschaftlichen Bereich, sondern auch auf der Ebene der Diplomatie und der politischen Entscheidungen. König spricht von der Begrenztheit des außenpolitischen Handlungsspielraums für das faschistische Regime, der untergeordneten Stellung Italiens und der entsprechenden deutschen Vorherrschaft im Achsenbündnis. Auch er betont die stark divergierenden Interessen der beiden Mächte und konstatiert, »daß die ideologischen Bande zwischen den Bündnispartnern nicht ausreichten, um in kriegswichtigen machtpolitischen Fragen transparent zusammenzuarbeiten«. Letztlich habe die faschistische Regierung das deutsche Diktat akzeptiert, »weil sie von einem Sieg der deutschen Waffen ausging, an dem sie beteiligt sein wollte« (S. 190f.). Insgesamt wird vor dem Hintergrund der politischen und militärischen Schwäche des eigenen Landes in allen einschlägigen Beiträgen eine Mischung aus Opportunismus und Fehleinschätzungen als Motiv für Mussolinis Kriegsbeteiligung im Windschatten der scheinbar sicheren deutschen Herrschaft über Europa und als Ursache des für Italien katastrophalen Verlaufs dieses Kriegs ersichtlich.

Nicola Labanca (S. 194–210) warnt in seinem Beitrag zum »Kolonialkrieg in Ostafrika 1935/36« davor, »in der Kriegführung der königlich-faschistischen Streitkräfte« dort »eine Art Vorwegnahme des späteren deutschen Vernichtungskrieges« zu sehen (S. 195). Labanca möchte Mussolinis Entscheidung zur Eroberung Äthiopiens mit »Gründen des internationalen Prestiges« erklären; es sei darum gegangen, Italien als Großmacht zu rehabilitieren und seine Stellung sowohl gegenüber den Westmächten wie gegenüber dem nationalsozialistischen Deutschland zu behaupten. Auch habe es sich um einen, wenn auch mit außergewöhnlichem Aufwand betriebenen, weitgehend herkömmlichen Eroberungskrieg gehandelt. »Der militaristische Charakter der italienischen Kolonialherrschaft« sei dagegen »erst durch das Andauern des antikolonialen Widerstands hervorgerufen« worden (S. 202f.): »Hier lassen sich in der Tat Elemente finden, die es nahelegen, von genozidalen Maßnahmen und Vernichtungspraktiken zu sprechen«. Doch »Einsatzgruppen gab es nicht, auch keine verbrecherischen Befehle des Duce, die die militärische Disziplin zu untergraben drohten«, und »das rassistische Kolonialsystem der Italiener [...] war hart, kann aber auf keinen Fall mit dem rassistischen System des Dritten Reichs gleichgesetzt werden«. »Der Äthiopienkrieg war kein Vernichtungskrieg, ebensowenig war er ein totaler Krieg«, lautet Labancas treffendes Fazit, das er mit der entsprechenden Charakterisierung von Mussolinis Herrschaft in Abgrenzung zum Nationalsozialismus verbindet: »Der italienische Faschismus blieb trotz allem ein – das Adjektiv ist hier von grundlegender Bedeutung – unvollkommener Totalitarismus« (S. 206–209). Davide Rodogno (S. 211–230) versucht, die zeitgenössischen Überlegungen zur faschistischen Neuen Ordnung im Mittelmeerraum von 1940 bis 1943 zu skizzieren und in Beziehung zur Ausgestaltung von Hitlers Imperium zu setzen, verweist im Wesentlichen auf die Orientierung Italiens an traditionellen Praktiken zur Organisation von Großräumen: »Das Profil dieser Pläne und die spätere faschistische Besatzungspolitik in Europa weisen zahlreiche gemeinsame

Züge mit dem englischen und französischen Imperialismus aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf«, ja

»die faschistische Propaganda griff immer wieder auf das Thema Frieden zurück. Mit der neuen Ordnung, so hieß es, könne man die Ziele erreichen, an denen die Vision Woodrow Wilsons gescheitert sei: die Sicherung des Friedens, die Koordinierung der Wirtschaft und die gerechte Verteilung der Arbeit.«

Das unterschied sich, selbst wenn man eine zunehmend rassistische Grundierung einschlägiger faschistischer Überlegungen zur Neuorganisation der mediterranen Staaten und ihrer Bevölkerungen in Rechnung stellt, so fundamental von der ebenso mörderischen wie bellizistischen Realität der NS-Herrschaft über Europa, von Hitlers Weltanschauung wie von der nationalsozialistischen Ideologie, dass man über Rodognos seinen eigenen Befunden Gewalt zufügende Schlussfolgerung nur staunen kann: »Die italienische Besatzungspolitik wich in ihrer ideologischen Grundlegung kaum vom nationalsozialistischen Vorgehen ab, war allerdings in der Ausführung weit weniger radikal« (S. 217; 230).

Weitere Aufsätze des Bandes befassen sich, ohne wegweisende zusätzliche Aspekte einzubringen, mit dem faschistischen Antisemitismus und seinen ideologischen Ursprüngen in Italien, wobei Michele Sarfatti (S. 231–243) auf gelegentliche antisemitische und rassistische Äußerungen Mussolinis vor 1936 verweist und Amedeo Osti Guerrazzi (S. 434–455) die Auswirkungen der antisemitischen Propaganda des Regimes seit 1938 auf das Verhalten der Bevölkerung ausleuchtet, und mit der Besatzungspolitik Italiens im militärisch zertrümmerten Jugoslawien 1941 bis 1943. Die deutsche Vorherrschaft im eigentlich von Italien beanspruchten Balkanraum wird dabei ebenso deutlich wie die Konzeptions- und Hilflosigkeit der italienischen Bemühungen, mittels eines Nebeneinanders von integrierenden Maßnahmen und gewaltsamen Repressalien die der eigenen Herrschaft zugefallenen Territorien nachhaltig in den Griff zu bekommen. Ruth Nattermann (S. 319–339) belegt am Beispiel des im italienischen Außenamt an exponierter Stelle tätigen Karrierediplomaten Luca Pietromarchi die Rolle von humanitären, nicht zuletzt aus einer katholischen Prägung, aber auch aus antideutschen Ressentiments und einem vollständigen Mangel an Verständnis für eine judenfeindliche Politik gespeisten Motiven für seine zentrale Beteiligung an der Bewahrung von Juden in Kroatien vor der Auslieferung an deutsche Behörden. Schließlich geht es in den abschließenden Beiträgen um das Verhältnis zwischen der deutschen Besatzungsherrschaft in Italien ab September 1943 und der radikalfaschistischen *Repubblica Sociale Italiana*, die zwar vielfältigen Pressionen von deutscher Seite ausgesetzt war, deren Protagonisten mit Mussolini an der Spitze gleichwohl in freiwilligem Konsens mit den nationalsozialistischen Besatzern agierten. Lutz Klinkhammer (S. 472–491) macht hinsichtlich der Provinz Arezzo exemplarisch deutlich, auf welch verlorenem Posten die Polizeikräfte der RSI 1944 in ihrem aussichtslosen Kampf gegen allgemeine Kriminalität, bewaffnete Banden und antifaschistische Partisanen standen: Die Auflösung jeglicher gesellschaftlichen Ordnung in diesem in mehrfacher Hinsicht zweigeteilten Italien unter bürgerkriegsähnlichen Zuständen wird dabei ebenso ersichtlich wie der mangelnde Rückhalt, den das spätfaschistische, allein von der deutschen Militärherrschaft aufrechterhaltene Regime von Salò in der Bevölkerung und selbst unter seinen Ordnungskräften besaß. Aufs Ganze gesehen liefert der ertragreiche Sammelband wohl deutlich mehr Material für eine Herausarbeitung der gravierenden Unterschiede und expliziten Differenzen zwischen dem faschistischen Königreich Italien und dem nationalsozialistischen Deutschen Reich als für eine Bestätigung der harmonisierenden, deduktiven Vorstellung der »beiden faschistischen Diktaturen«. Ein Mangel der Konzeption des Bandes besteht im Verharren der Autoren in einer Binnenperspektive: Das Achsenbündnis wird nur aus sich selbst heraus betrachtet. Schon vom japanischen Bündnispartner ist nur ganz am Rande und rein zufällig gelegentlich die Rede. Eine Außensicht

auf das deutsch-italienische Bündnis, sei es aus japanischer, sowjetischer oder westlicher Perspektive, fehlt ebenso wie ein Blick auf seine italienischen und deutschen Gegner in Widerstand und Exil.

Die Folgen der Besetzung weiter Teile Italiens durch deutsche Truppen im Sommer 1943 führt die Kölner Dissertation von Carlo Gentile eindrucksvoll vor Augen, die das unfassbar brutale Vorgehen von Wehrmacht- und SS-Verbänden gegen die italienische Zivilbevölkerung unter dem Vorwand der Partisanenbekämpfung untersucht.³⁷ Die deutschen Truppen hinterließen von Neapel bis Südtirol eine blutige Spur von Morden, Massakern, Geiselschießungen und Hinrichtungen, die von Deportationen in Lager und zur Zwangsarbeit nach Deutschland, von Plünderungen, Folter und Vergewaltigung begleitet waren. Gentile, der nicht zuletzt durch seine langjährige Tätigkeit als Sachverständiger in Ermittlungen wegen deutscher Kriegsverbrechen in Italien bei deutschen und italienischen Behörden für diese Aufgabe prädestiniert ist, zeichnet diese Spur akribisch nach und rekonstruiert die fraglichen Verbrechen detailliert. Das läuft mitunter Gefahr, in bloße Aufreihung zu verfallen, hat aber den Vorteil, eine hinreichende Differenzierung verschiedener Erscheinungsformen der Gewalttaten zu ermöglichen, von situativ gelagerten Einzelfällen über konkrete Vergeltungsmaßnahmen bis hin zu wahllosen Mordexzessen an Kindern, Frauen und Greisen. Dabei betont Gentile frappierende Unterschiede zwischen einzelnen Heeresdivisionen, die sich in Italien nahezu keiner Kriegsverbrechen schuldig machten, und bestimmten Verbänden wie der 16. SS-Panzergrenadierdivision »Reichsführer-SS« oder der Fallschirmpanzerdivision »Hermann Göring« der Luftwaffe, die allein für den Tod von mehr als 3.000 der von Gentile insgesamt auf rund 10.000 beziffernten zivilen Opfer deutscher Kriegsverbrechen in Italien verantwortlich waren. Selbst in diesen besonders fanatisierten Verbänden, deren Mannschaften überwiegend aus 17- bis 21-jährigen, weitgehend im NS-Regime sozialisierten Soldaten bestanden, waren allerdings wiederum nur einige wenige Einheiten herausragend an den Massakern beteiligt. Gentile weiß durchgehend in überzeugender Weise zu differenzieren, hebt die Handlungsspielräume und das unterschiedliche Verhalten von Soldaten und Offizieren innerhalb derselben Einheit hervor, beschreibt manche Massaker als dynamische Prozesse, die unter sukzessiven Abstufungen in einer Abfolge von Schüben erfolgten, unterscheidet zwischen einer Häufung von Bluttaten im Operationsgebiet und einer zumeist ruhigeren Situation im Hinterland. Auch eindeutige Befehle mussten nicht zwangsläufig zu Morden führen. Eine generelle Zuschreibung von Motiven für die enthemmte Gewaltausübung ist von daher nicht möglich: So spricht im Falle der Division »Reichsführer-SS« die Sozialisierung eines Großteils ihres Führungspersonals in der Verwaltung und Bewachung von Konzentrationslagern einerseits für das Vorwalten einer eindeutigen ideologischen Prägung. Andererseits macht Gentile plausibel, dass auch eine vorherige Tätigkeit von SS-Führern im Umkreis der Einsatzgruppen von SS und SD auf dem östlichen Kriegsschauplatz nicht notwendig in eine Fortsetzung entsprechender Mordtaten in Italien einmündete. Der Wunsch nach unmäßiger Vergeltung für Attentate auf eigene Kameraden, das subjektive Bedrohungsszenario angesichts einer zumeist übertrieben wahrgenommenen Gefährdung durch Partisanenverbände spielten ebenso eine Rolle wie schlichte Raublust oder Alkoholisierung. Opfer der Aktionen wurden allerdings überwiegend unbeteiligte Zivilisten, während Partisanen oft gar nicht aufzufinden waren. Bei der schon zeitgenössisch von deutschen Militärs als »Vernichtungsunternehmen« bezeichneten Massentötung von rund 770 Menschen im Umkreis des Apenninen-Städtchens Marzabotto etwa ging es überhaupt nicht um die Bekämpfung von Partisanen, sondern um »die demonstrative Bestrafung

37 Carlo Gentile, Wehrmacht und Waffen-SS im Partisanenkrieg: Italien 1943–1945 (Krieg in der Geschichte, Bd. 65), Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn/München etc. 2012, 466 S., geb., 34,90 €.

einer als feindlich betrachteten Bevölkerung«; Gentile spricht hier von »entgrenzter militärischer Gewalt gegen Zivilisten [...] im Kontext des nationalsozialistischen Weltanschauungskrieges« (S. 239; 254f.).

III. ITALIEN ALS REPUBLIK

Mit seiner Darstellung über »Italien seit 1945« legt Christian Jansen, inzwischen Lehrstuhlinhaber für Neuere und Neueste Geschichte in Trier, die erste wissenschaftlichen Ansprüchen genügende, allerdings nicht mit Anmerkungen ausgestattete deutschsprachige Synthese zur Geschichte der Italienischen Republik vor.³⁸ Das Ergebnis vermag durchweg zu überzeugen. Jansen konzentriert sich auf »eine sozialgeschichtlich fundierte und kulturgeschichtlich erweiterte Politikgeschichte« (S. 10) und gliedert seinen Stoff nach einem Auftakt, der die fundamentalen Entscheidungen der Jahre 1943 bis 1948 darlegt, übersichtlich in eine Reihe von strukturgeschichtlichen Kapiteln, die etwa die Wirtschaft, die Südfrage inklusive der Mafia oder die für Italien spezifische Segmentierung der politischen Kultur in einen katholischen, einen kommunistisch-sozialistischen und einen liberal-laizistischen Sektor behandeln, um dann für den Zeitraum von den 1960er Jahren bis in die Gegenwart eine stärker erzählende, doch stets problemorientierte Form der Darstellung zu wählen. Der handbuchartige Charakter des Bandes mit zahlreichen sozialstatistischen Daten, einem durchgehenden Schwerpunkt auf der Entwicklung der gesellschaftlich-politischen Ordnung und der Parteienlandschaft und einer knappen, auf deutsch- und englischsprachige Titel konzentrierten kommentierten Bibliografie verbindet sich mit profunden Einblicken in Gegenstände, deren Erörterung man in ähnlichen Darstellungen sonst eher vermisst: So geht es um den Familiarismus als ein die italienische Gesellschaft bis heute zutiefst prägendes Phänomen, um die angemessene Einordnung Italiens als mediterranes Land, das in mancherlei Kontexten eher an Spanien, Griechenland oder dem Maghreb gemessen werden muss als an West- oder Mitteleuropa, um den Zusammenhang von Fotoromanen und Alphabetisierung oder um die Bedeutung der *cantautori*, der politisch und gesellschaftlich engagierten italienischen Songwriter und Sänger.

Bemerkenswert ist ein eigenes Kapitel über die Außenpolitik der Italienischen Republik, die einerseits den Bruch mit der Politik des *sacro egoismo* und des »Lumpenimperialismus« vollzog – die, wie Jansen zu Recht betont, das liberale wie das faschistische Italien charakterisiert hatte –, sich in engem Anschluss an die USA nach Westen orientierte und sich ebenso konstruktiv in das atlantische Bündnis wie in die Europäische Gemeinschaft einfügte. Allerdings lassen sich immer wieder Bemühungen beobachten, mit den nunmehrigen europäischen Mittelmächten Frankreich, Großbritannien und bald auch der Bundesrepublik Deutschland gleichzuziehen und damit an das traditionelle Streben Italiens nach einer gleichberechtigten Rolle im internationalen Mächtesystem anzuknüpfen, insbesondere durch ein selbstbewusstes Auftreten im Mittelmeerraum und durch ein verstärktes Engagement im nördlichen Afrika und im Nahen Osten. Freilich scheiterten diese Bemühungen allzu oft, und auch das gehört eher in den Traditionsbestand italienischer Außenpolitik, an Konzeptionslosigkeit und Übereifer ebenso wie an den letztlich unzureichenden ökonomischen wie machtpolitischen Mitteln. Jansen liefert wertvolle Ansatzpunkte für eine Gesamteinschätzung der Rolle Italiens im 20. Jahrhundert im internationalen System wie unter geopolitischen Aspekten. Einen weiteren Aspekt struktureller Kontinuität im politischen System Italiens eröffnen Bemerkungen zur Regierungsweise herausgehobener politischer Führungsfiguren, wenn Jansen auf Ähnlichkeiten im Umgang etwa mit Parteiapparaten oder Justiz bei Mussolini, Bettino (»Benito«) Craxi und Berlusconi verweist.

38 Christian Jansen, *Italien seit 1945* (Europäische Zeitgeschichte, Bd. 3), Vandenhoeck & Ruprecht Verlag, Göttingen 2007, 255 S., kart., 16,90 €.

Gleichermaßen bedeutsam sind Jansens Hinweise auf die kontinuierliche Rolle des *trasformismo*: Diese spezifisch italienische Art und Weise, im nationalen Parlament mit wechselnden Mehrheiten zu regieren, unter weitgehender Auflösung eines Gegensatzes zwischen Regierung und Opposition sowie mit Abgeordneten, die jederzeit bereit sind, sich und ihre Klientel für die Verfolgung beliebig austauschbarer politischer Ziele zur Verfügung zu stellen, prägte im Grunde, unter je unterschiedlichen Rahmenbedingungen, das gesamte 20. Jahrhundert, das liberale ebenso wie das frühfaschistische Italien und eben die Republik, die nicht zuletzt auf diese Weise immer auch den kommunistischen Systemgegner, den mächtigen PCI, bis hin zur indirekten Regierungsbeteiligung einband.

Ob sich das mit dem politischen Umbruch der 1990er Jahre, wie Jansen meint, grundlegend geändert hat und sich in die Richtung eines Systems zweier klar getrennter und in der Regierungsverantwortung alternierender Lager entwickeln wird, bleibt abzuwarten und erscheint gerade gegenwärtig wieder eher ungewiss. Jansens Sichtweise hängt an dieser Stelle mit der für seine Darstellung fundamentalen Interpretation zusammen, der zufolge es in Italien eine »Erste Republik« gegeben habe, die mit dem Zusammenbruch des Parteiensystems 1993 untergegangen sei, während sich seitdem eine »Zweite Republik« herausbilde. Diese Perspektive ist weit verbreitet³⁹, und Jansen arbeitet für die Zeit seit Mitte der 1970er Jahre Vorzeichen eines drohenden Kollapses der politischen Ordnung heraus, der nicht zuletzt aus der Unfähigkeit der politischen Klasse resultiert habe, trotz gesamtwirtschaftlicher Prosperität wachsende gesellschaftliche Spannungen durch tief greifende Reformen abzubauen. Doch Jansen selbst liefert massive Gegenargumente gegen die analytische Trennung zweier aufeinanderfolgender Republiken: Der »Umbruch von 1991 bis 1993« habe »keine politisch-kulturelle Revolution ausgelöst«, »es gab kein gesellschaftliches Umdenken und keine Abkehr von korrupten und klientelistischen Verhaltensweisen, die als ›normal‹ galten und von denen allzu viele profitierten«.

»In der Gesellschaft und in der öffentlichen Meinung [...] blieb eine (selbst)kritische Auseinandersetzung mit den tieferen Ursachen der Systemkrise aus. Sie wurde kaum in Verbindung gebracht mit der Alltagskultur, mit Vetternwirtschaft, Bestechlichkeit, Schwarzarbeit oder Steuerhinterziehung.«

Selbst die Kommunistische Partei und ihre Nachfolgeorganisationen hätten bei der Aufarbeitung der Ursachen für das Desaster des politischen Systems versagt und es versäumt, neue Perspektiven für die politische Kultur aufzuzeigen. »Man wählte ›neue‹ Parteien, die jedoch die alten klientelistischen und familiaristischen Strukturen nicht antasteten« (S. 210), das Wahlsystem wurde ständig revidiert, ohne dabei jedoch zu einem überzeugenden Resultat zu gelangen, an eine grundlegende Überarbeitung der Verfassung oder gar deren Neuschöpfung ist bis heute nicht zu denken. Kurzum: »Vom Zusammenbruch des Parteiensystems war keine politisch-kulturelle Erneuerung ausgegangen« (S. 223). Das lässt die von Jansen zugrunde gelegte Einteilung in »Erste« und »Zweite« Republik fragwürdig erscheinen. Dessen ungeachtet ist sein Buch für jede Annäherung an die bisherige Geschichte der Italienischen Republik uneingeschränkt zu empfehlen.

Mit Christian Jansens Kompendium und Hans Wollers Ausführungen im dritten Teil seiner Geschichte Italiens liegen nunmehr zwei aktuelle zeitgeschichtliche Darstellungen zur Italienischen Republik in deutscher Sprache vor, die bis nahe an die Gegenwart heranreichen, wissenschaftlich begründet argumentieren und erste Interpretationsangebote darreichen.⁴⁰ Durch sie wird die »Kleine Geschichte Italiens« seit 1943 aus der Feder von

39 Vgl. als frühe geschichtswissenschaftliche Darstellung mit diesem Interpretationsmuster bereits *Aurelio Lepre*, *Storia della prima Repubblica. L'Italia dal 1942 al 1992*, Bologna 1993.

40 Vgl. auch die knappen Skizzen von *Rudolf Lill*, *Italien als demokratische Republik*, in: *Wolfgang Altgeld* (Hrsg.), *Kleine italienische Geschichte*, Stuttgart 2002, S. 431–484, und *Volker Reinhardt*, *Geschichte Italiens. Von der Spätantike bis zur Gegenwart*, München 2003, S. 293–316.

Friederike Hausmann, die 1989 erstmals veröffentlicht wurde und seitdem in zahlreichen kaum überarbeiteten, aber immer wieder fortgeschriebenen und so auf den neuesten Stand gebrachten Neuausgaben erschienen ist, zugleich überholt und aufgehoben.⁴¹ Die der Chronologie folgende, erzählende, überwiegend politikgeschichtlich ausgerichtete, aber auch den Zusammenhang der wirtschaftlichen Strukturen Italiens mit den zahlreichen Skandalen und Krisen der Republik beleuchtende Darstellung der auch als Übersetzerin renommierten Italienkennerin bewegt sich letztlich eher im journalistisch-publizistischen Rahmen als im Bereich der Wissenschaft.⁴² Gleichwohl vermag die Lektüre mit Blick auf die Ereignisgeschichte eine Reihe von Ergänzungen zu den Texten von Jansen und Woller zu liefern, und sie lässt erkennen, dass Jansens Buch Hausmanns Werk einiges zu verdanken hat.

Eine umfassende, monografische, aus den Quellen gearbeitete Gesamtdarstellung zur Geschichte der Italienischen Republik wird die deutschsprachige Zeitgeschichtsforschung auf absehbare Zeit mutmaßlich nicht hervorbringen. Schon die Zahl einschlägiger Spezialstudien ist, gemessen an derjenigen, die zu Themen des faschistischen Italien vorgelegt wurden, nach wie vor gering. Einem zentralen Gegenstand widmet sich die Münchener, am Institut für Zeitgeschichte entstandene Dissertation von Tobias Hof, die anhand von Parlamentsdebatten, Regierungsakten, Berichten von Untersuchungskommissionen und publizistischen Quellen die Reaktionen des italienischen Staats auf die terroristische Herausforderung der 1970er Jahre analysiert.⁴³ Mit einem Ansatz, der Politikgeschichte mit Elementen der Perzeptionsforschung verbindet, möchte Hof auf der nationalen Makroebene eine Pionierstudie zu einer Problematik vorlegen, die anders als die terroristischen Gruppen und ihr Handeln selbst bislang kaum untersucht worden sei. Seine Kernfrage lautet, ob es in überschießender Reaktion auf die terroristische Bedrohung zu einem Verfall des Rechtsstaats und des parlamentarischen Regierungssystems gekommen sei. Nach einem für das Untersuchungsthema unerheblichen »ereignisgeschichtlichen Überblick über die Jahre 1958 bis 1992« und einigen wenig zielführenden Überlegungen zur Problematik der Perception des Terrorismus in Regierung und Parlament behandelt Hof im 200 Seiten umfassenden Hauptteil seiner Arbeit die »Anti-Terrorismus-Politik« des italienischen Staats, die in vier Phasen einzuteilen sei und die neben Regierung, Parlament und Parteien die Justiz und den Sicherheitsapparat zu berücksichtigen habe.

Die Ergebnisse von Hofs methodisch sauberer, gründlicher und unvoreingenommener Untersuchung fallen differenziert aus: Einerseits sei für die Terrorismusbekämpfung auf legislativer Ebene insgesamt eine »Flickschusterei« kennzeichnend gewesen, »mit der immer wieder kleinere oder größere Defizite« des Strafgesetzbuchs, der Strafprozessordnung oder der Zustände in den italienischen Haftanstalten bereinigt werden sollten und die mit misslichen Folgen etwa auch bei der überstürzten und zunächst kontraproduktiven Reform der Geheimdienste 1977/78 zu beobachten gewesen sei (S. 192). In den Anti-Terrorismus-Konzepten habe zwischen 1969 und 1982 durchgehend »die Symptombekämpfung gegenüber der Ursachenbekämpfung« dominiert (S. 310), wobei allerdings auch Hof nicht präzise zu sagen vermag, worin die Ursachen der in Italien im europäischen Vergleich besonders ausgeprägten terroristischen Welle der 1970er Jahre bestanden oder

41 *Friederike Hausmann*, Kleine Geschichte Italiens von 1943 bis zur Ära nach Berlusconi, Klaus Wagenbach Verlag, aktual. u. erw. Neuausg., Berlin 2006, 252 S., kart., 12,90 €.

42 Dasselbe gilt für ein weiteres Buch von *Friederike Hausmann*, Italien (Die Deutschen und ihre Nachbarn), Verlag C. H. Beck, München 2009, 231 S., geb., 18,00 €, das für die Zeit der Republik einige zusätzliche Hinweise zur Einschätzung der Mafia und des italienischen Justizsystems gibt.

43 *Tobias Hof*, Staat und Terrorismus in Italien 1969–1982 (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Bd. 81), Oldenbourg Verlag, München 2011, X + 409 S., geb., 49,80 €.

gar wie sie erfolgreich zu beseitigen gewesen wären. Der unscharfe Begriffsinhalt des Worts »terroristisch« in Gesetz(esdekret)en, erweiterte Befugnisse für Polizeiorgane und Strafverfolgungsbehörden oder eine Verlagerung von Entscheidungen in verfassungsmäßig nicht vorgesehene Zirkel von Spitzenvertretern der Parteien seien, so Hof, einerseits durchaus kritisch zu bewerten. Andererseits, und darin liegt die Haupteigentümlichkeit seiner Arbeit, bestätigt Hof die grundsätzliche Verfassungskonformität sämtlicher zum Zwecke der Terrorismusbekämpfung getroffenen Maßnahmen und fällt ein insgesamt »positive[s] Urteil« (S. 335) über die kontinuierlich gewährte Rechtsstaatlichkeit und das gerade angesichts der terroristischen Herausforderung funktionierende parlamentarische System der Italienischen Republik.

Nachdem bis über die Mitte der 1970er Jahre hinaus die Passivität des Staats das Anwachsen des Terrorismus begünstigt habe, sei die Anti-Terrorismus-Politik der Folgejahre durchaus erfolgreich gewesen, wozu neben konkreten Maßnahmen wie einer Bündelung und Spezialisierung von Polizeieinheiten oder der Einführung und mehrfachen Ausweitung einer Kronzeugen- und schließlich Aussteigerregelung auch eine stärkere Einbeziehung der Bevölkerung in einen umfassenden Konsens zur Beendigung der grassierenden Gewalt beigetragen habe. Der PCI habe die maßgeblich von der »Democrazia Cristiana« (DC) gestellten Regierungen konstruktiv unterstützt und dabei ein hohes Maß an demokratisch-rechtsstaatlichem Verständnis an den Tag gelegt. Letztlich sei das politische System aufgrund seiner Kompromissfähigkeit und eines sich entspannenden Verhältnisses zwischen großen Teilen der Bevölkerung und den Exponenten der politischen Klasse gestärkt aus der Auseinandersetzung zwischen Staat und Terrorismus hervorgegangen – Hof verweist anhand einer Reihe von Beispielen auf die fundamentale Bedeutung des *trasformismo* als eines allgegenwärtigen spezifischen Strukturmerkmals italienischer Politik, das die Einbindung der verfassungstreuen Teile des Parteiensystems, die Integration weiterer Kreise der Bevölkerung im Kampf gegen den Terrorismus und letztlich selbst die Wiedereingliederung von Sympathisanten und Aktivisten der Terrorgruppen in die Gesellschaft ermöglicht habe. Gerade angesichts dieser grundlegenden Einsicht in ein Spezifikum der italienischen Kultur des Politischen erscheint es aber fragwürdig, wenn Hof diese erfolgreich bestandene Bewährungsprobe des politischen Systems schließlich doch nur als »ein Intermezzo in der Geschichte der ›Ersten Republik«« interpretiert, die 1992 einem Kollaps erlegen sei (S. 347): Sofern man der Zäsur der Jahre 1993/94 anders als Hof eine geringere, im Ergebnis doch nur relative Bedeutung zuspricht, dann wird man aus den Erkenntnissen seiner Arbeit vielmehr zu dem Schluss kommen können, die *Repubblica Italiana* werde auch weiterhin Krisen unterschiedlicher Art zu überwinden in der Lage sein und aus bestehenden Herausforderungen gestärkt hervorgehen. Unabhängig von dieser Frage der Interpretation besticht Hofs Arbeit durch eine ausgesprochen sachliche Beurteilung des Problems des rechten Terrorismus in Italien – der allerdings in Hofs Darstellung durchgehend im Schatten des Linksterrorismus steht, wofür in erster Linie die Quellenlage und ganz generell die unterschiedliche Transparenz der beiden Phänomene verantwortlich ist – und durch seine Ablehnung sämtlicher Verschwörungstheorien. So gebe es im Hinblick auf die rechtsterroristische Gewalt – und das gilt genauso für die linksterroristische – »bislang keine stichhaltigen Beweise für eine direkte Beteiligung prominenter politischer Akteure« oder ausländischer Instanzen; der Rechtsterrorismus sei vielmehr »eine Antwort auf den zunehmenden Einfluß der Linken in Politik und Gesellschaft« seit den 1960er Jahren gewesen (S. 338). Eine angesichts ihres vermeintlichen Versagens oder Wegsehens, aber auch angeblich nicht rechtsstaatskonformer Methoden »pauschale Verurteilung der Justiz- und Polizeibehörden, wie sie vielfach die italienischen Linken betrieb[en]«, sei »irreführend«. Die Wortführer des linken Meinungsspektrums seien vielmehr von vornherein »per se von einem Fehlverhalten der Beamten ausgegangen«: Insbe-

sondere, »sobald die Behörden oder auch die Politik einen Erfolg vorweisen konnten, vergingen nur wenige Stunden, bis die ersten kritischen Stimmen und Verschwörungstheorien in den Medien auftauchten. Eine erfolgreiche Arbeit ohne Abgleiten in illegale Methoden wurde dem Staat nicht zugetraut.« Derartige Ressentiments würden bis heute »eine sachliche Analyse der Auseinandersetzung zwischen Staat und Terrorismus« behindern (S. 336).

Ein Sammelband mit vergleichend angelegten knappen Aufsätzen über »Staat und Terrorismus in der Bundesrepublik Deutschland und [in] Italien 1969–1982« führt im Hinblick auf den italienischen Fall nicht über Tobias Hofs solide, auch als erste deutschsprachige Synthese brauchbare Studie hinaus, zumal er selbst mit zwei Beiträgen darin vertreten ist.⁴⁴ Das Bändchen resultiert aus einer gemeinsamen Tagung des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient und des Instituts für Zeitgeschichte und erschien in einer kleinen Reihe mit dem Titel »Zeitgeschichte im Gespräch«, die von Thomas Schlemmer und Hans Woller für das als Herausgeber fungierende Münchener Institut redaktionell betreut wird. Beides gilt auch für zwei weitere hier anzuzeigende Publikationen, die den Schritt in die unmittelbare Gegenwartsgeschichte wagen: In einem Band wird in einer Runde von Historikern, Publizisten und Vertretern des deutsch-italienischen Kultur- und Wissenschaftsaustauschs die Frage erörtert, inwiefern im Sinne einer von Gian Enrico Rusconi aufgeworfenen These von einer »schleichenden Entfremdung« zwischen Italien und Deutschland seit dem Umbruch von 1989/90 gesprochen werden könne.⁴⁵ Zwar sei im engeren Bereich der bi- und internationalen Beziehungen auf dem Feld der »großen Politik« aufgrund des wachsenden Einflusses und Gewichts der erweiterten Bundesrepublik Deutschland einerseits, der demgegenüber relativ geringeren Bedeutung Italiens, das darüber hinaus durch gravierende innenpolitische Verwerfungen seit den 1990er Jahren zusätzlich geschwächt und auf sich selbst zurückgeworfen sei, andererseits durchaus eine gewisse zunehmende Distanz und ein Auseinanderdriften zwischen den beiden Staaten zu beobachten. Doch sei eine solche binationale, auf das Politische beschränkte Perspektive angesichts des europäischen Einigungsprozesses und der Globalisierungstendenzen möglicherweise ohnehin überholt, und die Kooperation, Interaktion und gegenseitige Verflechtung etwa auf wirtschaftlichem Gebiet und im Bereich des kulturellen und wissenschaftlichen Austauschs verweise insgesamt eher auf eine zunehmende Konvergenz. Hans Woller (S. 17–24) meint in diesem Sinne sogar, man könne »mit gutem Recht von einer *special relationship* sprechen [...], die den Kern des neuen Europa in sich trägt« (S. 23), und warnt vor einem gefährlichen Alarmismus. Der informative, insgesamt eher feuilletonistisch als wissenschaftlich argumentierende Band enthält nützliche Hinweise auf Dialog-, Interaktions- und Transferprozesse im Bereich der deutsch-italienischen Zeitgeschichtsforschung, die sich aus Sicht der deutschen Diskutanten in einer relativen Blütephase befindet, während Gustavo Corni (S. 123–132) für die italienische Seite ein kontinuierliches Desinteresse nördlich der Alpen an den Ergebnissen der italienischen Deutschlandforschung beklagt. Ein weiterer, unter Beteiligung deutschsprachiger und italienischer Forscher entstandener Tagungsband der Reihe »Zeitgeschichte im Gespräch« widmet sich aus verschiedenen Perspektiven der Politik Silvio Berlusconi von 1994 bis 2009.⁴⁶ Der Be-

44 Johannes Hürter/Gian Enrico Rusconi (Hrsg.), Die bleiern Jahre. Staat und Terrorismus in der Bundesrepublik Deutschland und Italien 1969–1982 (Zeitgeschichte im Gespräch, Bd. 9), Oldenbourg Verlag, München 2010, 128 S., kart., 16,80 €.

45 Gian Enrico Rusconi/Thomas Schlemmer/Hans Woller (Hrsg.), Schleichende Entfremdung? Deutschland und Italien nach dem Fall der Mauer (Zeitgeschichte im Gespräch, Bd. 3), Oldenbourg Verlag, München 2008, 136 S., kart., 16,80 €.

46 Gian Enrico Rusconi/Thomas Schlemmer/Hans Woller (Hrsg.), Berlusconi an der Macht. Die Politik der italienischen Mitte-Rechts-Regierungen in vergleichender Perspektive (Zeitgeschichte im Gespräch, Bd. 10), Oldenbourg Verlag, München 2010, 164 S., kart., 16,80 €.

fund ist betont nüchtern und sachlich: Berlusconi und sein Mitte-rechts-Bündnis stehen in vielerlei Hinsicht in einer die Jahrzehnte und auch den Umbruch von 1992 bis 1994 überdauernden Kontinuität italienischer Politik; die inhaltlichen Differenzen in der politischen Linie erscheinen auch gegenüber der Mitte-links-Regierungen von Romano Prodi eher gering, wie am Beispiel der Europa-, Familien- und Arbeitsmarktpolitik dargelegt wird. Hans Woller und Gian Enrico Rusconi sind weithin einig in ihrem Urteil, dem zufolge von einem italienischen Sonderweg unter den Regierungen Berlusconis keine Rede sein könne; »das demokratische Regelwerk funktioniert, die Selbstheilungskräfte sind nicht gelähmt, außerdem wacht auch die Europäische Union über Italien« – »der Berlusconiismus gehört in das Spektrum demokratischer Politik und muß in seiner Besonderheit studiert werden« (S. 23; 154).

Aram Mattioli scheint die Entwicklung mit größerer Sorge zu betrachten. Er analysiert in einer fakten- und zitatereichen Monografie »die Aufwertung des Faschismus im Italien Berlusconis«. ⁴⁷ Mattioli möchte einen in Italien grassierenden geschichts- und erinnerungspolitischen Revisionismus aufzeigen, den er eng mit einer anhaltenden politischen Rechtsentwicklung im Land verbunden sieht, und so einen historisch informierten Beitrag zur Analyse des gegenwärtigen Italien liefern. Er meint, einen umfassend angelegten »revisionistischen Umbau der Erinnerungskultur« zu erkennen, der in der Absicht erfolge, »Mussolinis vermeintlich milde Diktatur ganz oder wenigstens in Teilen weiss zu waschen« (S. 21). Dabei schießt Mattioli schon einleitend über das Ziel hinaus und verfällt in jenen Alarmismus, zu dem besonnene Beobachter wie Hans Woller und Gian Enrico Rusconi keinen Anlass sehen: So spricht Mattioli nicht bloß von einer in der italienischen Gesellschaft verbreiteten »revisionistische[n] ›Normalität‹«; Italien sei vielmehr »zu einem Land ohne historisches Gedächtnis geworden«, das Berlusconis Populismus in eine »Demokratie ohne wirkliche Demokratie« verwandelt habe »und damit in einen Zustand, der zu schlimmen Befürchtungen Anlass gibt« (S. 9f.). Das überschätzt maßlos die Möglichkeiten eines einzelnen Politikers, der sich dem Votum des Wahlvolks, der Öffentlichkeit und schließlich auch des Staatspräsidenten letztlich immer gefügt hat. Tatsächlich kann keine Rede davon sein, dass der »politisch-ideologische Missbrauch der Geschichte«, wie er von rechten Kräften in Italien zweifellos gefördert wird, »eine Gefahr für ein zivilisiertes Zusammenleben« darstelle (S. 153).

Im Darstellungsteil seines Buchs gibt Mattioli fundiert und engagiert Auskunft über die seit den 1980er Jahren verstärkt an die Öffentlichkeit tretenden Tendenzen und Bemühungen, das Verbrecherische an der faschistischen Diktatur herunterzuspielen, Mussolini selbst als gutmütigen Modernisierer darzustellen, die gewalttätige Eroberungs- und Besatzungspolitik des Faschismus in Abrede zu stellen oder die Anhänger und Aktivisten der spätfaschistischen *Repubblica Sociale* von Salò als Kinder ihrer Zeit mit den antifaschistischen Kämpfern der Resistenza moralisch auf eine Stufe zu stellen. Auch zeigt er haarsträubende Beispiele profaschistischer Aktivitäten von Politikern bis hinauf in Regierungsränge auf, die etwa Straßen nach faschistischen Politikern benennen oder mit erhobenem rechtem Arm Polizeiparaden abnehmen. Doch wird zugleich auch die Gegenwehr gesellschaftlicher Kräfte deutlich, sobald solche Handlungen ein bestimmtes Maß, das dieser Gesellschaft eben tolerierbar erscheint, übersteigen. Gleichzeitig verfolgt Mattioli ganz sachlich den Weg des einstigen Führers der faschistischen Sozialbewegung MSI Gianfranco Fini, der über die Umwandlung seiner Partei in die rechtskonservative »Alleanza Nazionale« (AN) und deren schließliche Auflösung den größten Teil der einstigen (neo-)faschistischen Anhängerschaft an die freiheitlich-demokratische Gesellschaft heran- und in die Partizipation an der Regierungsmacht hineingeführt hat. Mattioli bezweifelt nicht die

47 Aram Mattioli, »Viva Mussolini!« Die Aufwertung des Faschismus im Italien Berlusconis, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn/München etc. 2010, 201 S., kart., 19,90 €.

grundlegende Läuterung Finis und die Ernsthaftigkeit seiner Abwendung insbesondere von den rassistischen Ingredienzien des neofaschistischen Weltbilds. Er vermag darin aber nicht eine Leistung zu erkennen, die dazu beitragen kann, die politisch-gesellschaftliche Ordnung Italiens durch die Integration der einstigen Systemopposition auch auf der rechten Seite des Spektrums zu normalisieren und letztlich zu stärken. Stattdessen geißelt er die Fortexistenz mehrerer faschistischer Splittergruppen, deren Personal dem Kurs Finis nicht zu folgen vermochte und die sich untereinander ebenso zerstritten und noch randständiger präsentieren als die diversen, mehr oder weniger orthodoxen Nachfolgeorganisationen des kommunistischen PCI.

Mattiolis Kritik am System Berlusconi geht bis hin zu konkreten Handlungsanweisungen: Der Ministerpräsident habe »die revisionistische Umdeutung der Geschichte« zugelassen, »wo er sie hätte stoppen müssen« (S. 145). Es fällt dem Schweizer Historiker sichtlich schwer, es hinzunehmen, dass auch diesseits von glorifizierenden und verharmlosenden, politisch motivierten Versuchen zur Umdeutung oder gar Verfälschung von historischen Erkenntnissen in Gesellschaft und Wissenschaft Auffassungen existieren – und im italienischen öffentlichen Diskurs vielleicht auch dominieren –, die nicht mit seiner extremen Gesamtinterpretation der faschistischen Diktatur als einem »Megatötungsregime« übereinstimmen. Dabei geht Mattioli, um dieses Urteil zu untermauern, mit Zahlen generell großzügig und methodisch unvorsichtig um. So ist es unbestritten, dass Mussolini ein Verbrecher war, doch ob er »den Tod von mindestens einer Million Menschen verschuldete«, erscheint fraglich (S. 144). Die Behauptung, italienische Truppen hätten von 1941 bis 1943 in Jugoslawien und Griechenland »geschätzte 400.000« Menschen umgebracht (S. 60), dürfte einer kritischen Überprüfung nicht einmal annähernd standhalten⁴⁸ – die Italiener müssten dann auf der Balkanhalbinsel pro Tag allein mehr als 400 Menschen getötet haben, wofür jeglicher Anhaltspunkt fehlt. An anderer Stelle übernimmt Mattioli ohne Abgleich die von Brunello Mantelli ins Gespräch gebrachte, auch nicht wirklich plausible Zahl von »250.000 Opfern« der italienischen Okkupation in Jugoslawien, gibt aber zu, dass »sich die genaue Zahl nicht angeben lässt« (S. 107). Richtig ist es gewiss, dass »die italienischen Besatzer eine Spur von Tod und Verwüstung durch Jugoslawien« zogen und in den Partisanengebieten »Tausende von Menschen« exekutierten, »unabhängig davon, ob es sich dabei um bewaffnete Kämpfer oder um unbeteiligte Dorfbewohner handelte« (ebd.) – das verweist jedoch auf eine gänzlich andere Dimension. Ebenso sorglos hantiert Mattioli in sämtlichen seiner hier zu besprechenden Publikationen mit Zahlen von Todesopfern italienischer Herrschaft in Libyen und Ostafrika. Auch hier spricht Mattioli einerseits pauschal von »eine[r] halbe[n] Million Menschen«, die »Mussolinis Legionäre« umgebracht hätten (S. 60), später dann von »den vielen tausend afrikanischen Opfern der faschistischen Gewaltherrschaft in Libyen und Ostafrika« (S. 79), was wiederum eine ganz andere Größenordnung suggeriert.⁴⁹ Gerade wenn Mattioli das faschistische Italien als »Megatötungsregime« klassifizieren und es damit offensichtlich auf eine Stufe mit dem nationalsozialistischen Deutschen Reich und der stalinistischen Sowjetunion stellen und das mit möglichst großen Opferzahlen untermauern möchte, dann empfiehlt es sich, akribisch und methodisch reflektiert vorzugehen. Im Übrigen bleibt es nicht ohne inneren Widerspruch, wenn Mattioli Hannah Arendt dafür kritisiert, dass sie dem faschistischen Italien die »eigentlich totalitären Züge« absprach und es in eine Reihe mit den autoritären Regimen in Portugal, Ungarn und Spanien stellte (S. 59), um dann an anderer Stelle

48 Vgl. zur Einordnung in die tatsächlichen Dimensionen und Verhältnisse nur *Marie-Janine Calic*, *Geschichte Jugoslawiens im 20. Jahrhundert*, München 2010, S. 137–173, insb. S. 169f. und 173.

49 Vgl. auch die stark differierenden und kaum miteinander zu vereinbarenden Zahlenangaben bei *Asserate/Mattioli*, *Der erste faschistische Vernichtungskrieg*, S. 10, 20f., 28f. und 124–126.

von einer Franco-Diktatur zu sprechen, »die viel mit dem Mussolini-Regime gemeinsam hatte« (S. 152). Insgesamt geben die von Mattioli angeführten Tatsachen gewiss keinen Anlass zu der Befürchtung, die Italienische Republik – die ganz davon abgesehen ja auch noch Probleme ganz anderer Qualität zu bewältigen hat – werde von einer »Aufwertung des Faschismus« in ihren Grundfesten bedroht.

IV. ARCHITEKTUR UND STÄDTEBAU

Der Regensburger Ordinarius Franz J. Bauer liefert mit seiner Monografie über »Rom im 19. und 20. Jahrhundert« bewusst keine umfassende Stadtgeschichte.⁵⁰ Er konzentriert sich vielmehr auf den Bereich der Stadtplanung und Architektur, auf die Entwicklung des äußeren Stadtbilds, und möchte »zeigen, wie das heutige Rom entstanden ist, als urbaner Organismus wie als Ort kollektiver Erinnerung und symbolischer Konstruktion von Identität« (S. 15). Das Ergebnis ist eine ebenso lesenswerte wie gut lesbare Synthese einer abundanten, vor allem italienischen Literatur, die gleichermaßen als historische Untersuchung, als Handbuch zur Stadtentwicklung Roms wie auch als mit Engagement und Emphase geschriebener Reiseführer benutzt werden kann. Dabei kommen sozialgeschichtliche Aspekte nicht zu kurz, so wenn verschiedentlich auf das Schicksal der römischen Unterschichten eingegangen wird, die entweder im Zuge der fortlaufenden Innenstadtsanierung kurzerhand entfernt, in periphere Vorstadtgebieten umgesiedelt oder schlicht sich selbst überlassen wurden und in Barackenlagern und frühen Slums vegetierten, oder die, aus den umliegenden Regionen als billige Arbeitskräfte angelockt, unter ganz ähnlichen Umständen irgendwie in Rom überleben mussten: Für die einfache Arbeiterbevölkerung oder gar für die subproletarischen Schichten wurde von den kommunalen und staatlichen Behörden zu keiner Zeit in angemessener Weise geplant und gebaut. Die Planung eilte den Realitäten stets hinterher, und die Züge einer Metropole der ›Dritten Welt‹, die Teile von Roms Außenbezirken heute kennzeichnen, lassen sich in Ansätzen schon in das Rom der liberalen und der faschistischen Ära zurückverfolgen. Besonders deutlich wird erneut, dass der Faschismus sich gesellschaftspolitisch allein an den Wünschen der Oberschichten orientierte: Die Reihe der *governatori*, der Mussolini persönlich unterstehenden Stadtregenten Roms, eröffnete mit Filippo Cremonesi, der bereits im liberalen Rom Bürgermeister war, ein Industrieller, der »die Interessen der Haus- und Grundeigentümer, der Unternehmer und der Finanzkreise bediente«; ihm folgten im Amt des *governatore* mit der kurzzeitigen Ausnahme des faschistischen Multifunktionärs Giuseppe Bottai ausschließlich Fürsten aus der römischen Hocharistokratie (S. 222f.).

Das unter wissenschaftlichem Gesichtspunkt zentrale Thema, das Bauer aufzeigt und variiert, bildet generell die vielfältige Kontinuität zwischen dem liberalen und dem faschistischen Rom. So waren die großen Straßendurchbrüche und die *sventramenti*, die »Ausweidungen« von Altstadtbezirken, keine Spezialität der faschistischen Rompolitik; sie charakterisierten vielmehr die stadtplanerischen Bemühungen seit 1870. Die Freilegung und Konservierung antiker und christlicher Monumente, die Hinzufügung monumentaler Architekturkomplexe für Zwecke staatlicher Verwaltung und nationaler Repräsentation, auch konkret die Prachtboulevards rund um den Kapitols Hügel oder die geplante Ausdehnung der Stadt in Richtung auf das Meer verbanden die städtebaulichen Anstrengungen und Visionen von 1870 bis 1943, ebenso wie große Teile des dazu eingesetzten Personals an Architekten und Stadtplanern den scheinbaren Bruch von 1922/25 (wie

50 Franz J. Bauer, Rom im 19. und 20. Jahrhundert. Konstruktion eines Mythos, Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2009, 352 S., geb., 34,90 €. Faktisch behandelt der Band die Zeit von 1870 bis 1942/43.

auch den von 1943/48) überdauerten. Die Rompolitik des Faschismus zielte Bauers Urteil zufolge nicht in grundsätzlich neue Richtungen, sie übersteigerte eher vorhandene Ansätze, schritt stärker vom nationalen zum imperialen Anspruch fort und berief sich dabei unablässig auf das Beispiel des antiken Römischen Reichs, dem es nachzueifern galt. Rom, »der Kapitale«, sollte dabei »in Selbstbewusstsein und Selbstdarstellung des neuen Regimes eine alles überragende Rolle zufallen« (S. 199). Stilistisch unterscheidet Bauer in der Architekturpolitik des faschistischen Regimes am Beispiel Roms drei, bei allem relativ pluralistischen Nebeneinander vorwaltende Phasen – Mussolinis Sprunghaftigkeit und Uneindeutigkeit wird auch anhand dieses Sujets erkennbar. Nach einer bruchlosen Anknüpfung an den monumentalen Eklektizismus der liberalen Ära, den Bauer als eigentümlich stillos und beliebig empfindet, sei in der ersten Hälfte der 1930er Jahre eine Umorientierung auf den Rationalismus der klassischen Moderne erfolgt, dem wiederum um 1935/36 ein erneuter, nicht zuletzt ideologischen Ausdrucksbedürfnissen entspringender Schwenk hin zu »schwer lastende[n], wuchtige[n] Baukörper[n] aus hermetisch sich verschließendem, von Fenstern nur sparsam durchbrochenem Mauerwerk« gefolgt sei. Bauer verbindet mit dieser dritten Phase mitsamt ihrer »frappierende[n] Anklänge an den nationalsozialistischen Reichskanzlei- und Reichsparteitagsstil« seine grundsätzliche Einschätzung eines tief greifenden Wandels des Regimes:

»Die späten 1930er waren die Jahre der innenpolitischen Verhärtung und Radikalisierung der faschistischen Diktatur und des immer engeren Anschlusses Italiens an das Deutschland Hitlers – von der ›Achse Rom-Berlin‹ 1936, dem Staatsbesuch des ›Führers‹ in Rom und den Rassegesetzen nach deutschem Muster im Jahr 1938 bis zum ›Stahlpakt‹ von 1939 eine Allianz des Verbrechens, die Mussolinis Italien schließlich mit in den Abgrund des Zweiten Weltkriegs riss« (S. 248).

Die Resultate der faschistischen Bautätigkeit beurteilt Franz J. Bauer mit erstaunlicher Unvoreingenommenheit: »Für den Historiker ist es eine professionelle Herausforderung, das Objektivitätsgebot auch gegenüber den kulturellen Hervorbringungen eines verwerflichen Regimes in Anschlag zu bringen.« Eine »dogmatische Verurteilung des Stadtbaus als Akt des Vandalismus [...] nur aus ideologisch-moralisierendem Eifer« lässt Bauer jedenfalls nicht gelten (S. 244). Er versteht die faschistische, in der Tradition der liberalen Vorgängerregierungen stehende Umgestaltung Roms vielmehr als ein Element nachholender Modernisierung, die nicht nur im stadtplanerischen Bereich weithin erfolgreich, sondern auch architektonisch in formaler und ästhetischer Hinsicht vielfach gelungen sei, was sich etwa am Beispiel des Foro Mussolini (heute Foro Italico) oder dreier von vier 1933 bis 1935 errichteten neuen Postämtern nachvollziehen lasse. Die monumentalen Überreste der für 1942 geplanten Weltausstellung *Esposizione Universale di Roma* (EUR), die sich im Süden Roms noch heute besichtigen lassen, bezeichnet Bauer gar ganz unbefangen als »beeindruckend eigenständig«, »ästhetisch überzeugend«, »faszinierend« und »atemberaubend«, von »magische[r] Suggestivkraft«; dem kubischen Gebäude des *Palazzo della Civiltà Italiana* nähere man sich »am besten nachts, wenn es, magisch illuminiert, über dem EUR beinahe zu schweben scheint« (S. 278–280; 292; 298).

Gewiss weist Bauer an anderer Stelle deutlich darauf hin, dass die Architektur »dem Regime als Mittel zur monumentalen Manifestation der faschistischen Idee und Identität, zur Gewinnung und Befestigung des gesellschaftlichen Konsenses und darüber hinaus auch zur politischen Erziehung der Massen« diene. In erster Linie erkennt er aber in der Bauwelt des faschistischen Regimes, deren Resultate bis heute die italienische Halbinsel überziehen – »wohl kein anderer Staat hat in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mehr politische Energie in öffentliche Bauten jedweder Art und Bestimmung gelenkt als das faschistische Italien« –, den Ausweis des Faschismus als eines Phänomens nicht des Rückschritts, sondern des Fortschritts. Damit habe er »in der Tradition einer ausgesprochen modernisierungsgeneigten Strömung der bürgerlichen Eliten des Landes« gestanden, »welche

gerade angesichts der Entwicklungsverzögerung im 19. Jahrhundert in forciertem Industrialisierung und beschleunigtem Wachstum die einzige Chance Italiens sahen, sich als ›verspäteter‹ Nationalstaat in der internationalen Mächtekonkurrenz zu behaupten« (S. 200f.). Mit dieser Interpretation setzt sich Bauer vom Mainstream der deutschsprachigen Faschismusforschung ab. Gleichzeitig ordnet Bauer die Bauten des Faschismus ansatzweise in den Zusammenhang der internationalen National- und Staatsarchitektur ein und gelangt zu dem Ergebnis, dass es verfehlt wäre, von einem spezifisch faschistischen Baustil der 1930er Jahre zu sprechen. Öffentliches Bauen erfolgte generell überwiegend im monumental-repräsentativen, klassizistischen Formenkanon »mit mächtig aufstrebenden Steinfassaden oder reichlicher Verwendung majestätischer Säulenfronten«, von den USA bis zur UdSSR, in Demokratien, autoritären und totalitären Staaten gleichermaßen: »Die 1930er Jahre waren stilgeschichtlich einer gemeinsamen Internationale der ›monumentalen Ordnung‹ verpflichtet« (S. 295f.).

Einen interpretatorischen Gegenpol zu Bauers Arbeit bietet ein von Aram Mattioli und Gerald Steinacher herausgegebener Sammelband über »Architektur und Städtebau im Italien Mussolinis«.⁵¹ Die Herausgeber verbinden die »seltsame Faszination«, die davon seit einigen Jahren ausgehe, mit einem »rechtsgerichtete[n] Geschichtsrevisionismus«. Einschätzungen von Baukomplexen wie dem einstigen Foro Mussolini als »architektonischem Meisterwerk«, das »einer positiven Neubewertung unterzogen werden« solle, seien »wissenschaftlich unhaltbar« und »bizarr«, »weil sie die im Faschismus realisierte Architektur konsequent aus ihren hochpolitischen Entstehungskontexten herauslösen« (Vorwort, S. 9f.). Gewiss spricht auch Mattioli von »Avantgarde-Architekten«, welche in Italien »zum Teil atemberaubende Bauwerke entwarfen, die bis heute als Zeugnisse der italienischen Moderne bewundert werden«; auch habe Mussolini »das öffentliche Bauen als einen Motor gesellschaftlicher Veränderung« eingesetzt (S. 14f.). Doch müsse dieses Schaffen aus historischem Blickwinkel als »zentraler Bestandteil einer totalitären Gesellschaftsutopie« analysiert und in die faschistische Zielsetzung der »Um- und Neugestaltung der italienischen Gesellschaft« eingeordnet werden, die »seit 1936 gar um eine ›anthropologische Revolution‹ und die Erschaffung eines neuen Menschentyps« erweitert worden sei. Mussolinis Architektur- und Städtebaupolitik habe »stets im Dienst konkreter bevölkerungs-, sozial-, innen- und machtpolitischer Ziele« gestanden; der Diktator »setzte die Architektur gezielt ein, um zu verführen, zu beeindruckern und einzuschüchtern« (S. 14f.; 34f.). Selbst wenn der Duce »die zurückgebliebene Infrastruktur des Landes auf den neuesten Stand bringen und die visionäre Gestaltungskraft, Leistungsfähigkeit und ›Modernität‹ des faschistischen Regimes« habe »unter Beweis stellen« wollen, so könne man äußerstenfalls »von einer Moderne ohne wirkliche Modernität ausgehen oder aber von einer vorgetäuschten Modernität« (S. 16 mit Anm. 18 auf S. 37). Jedenfalls müssten Architektur und Städtebau des Faschismus »künftig vermehrt in ihren politischen Entstehungs- und Funktionskontexten analysiert werden«, lasse sich »die zum Teil bemerkenswerte formal-ästhetische und praktisch-funktionale Qualität der faschistischen Architektur« nicht »von ihrem verwerflichen ideologischen und politischen Inhalt abstrahieren« (S. 35f.).

Wie das konkret umzusetzen sei, exemplifiziert Mattioli selbst am Beispiel der imperialen Raumordnung in Italienisch-Ostafrika, speziell des dortigen Straßen- und Städtebaus: »Stadtplanung war hier Herrschaftsmittel und diente der Durchsetzung der neuen faschistischen Gesellschaft.« Das bemerkenswerte modernistisch-urbanistische Ensemble des eritreischen Asmara etwa müsse man »als stadtbewordenen Rassismus und Relikt faschisti-

51 Aram Mattioli/Gerald Steinacher (Hrsg.), Für den Faschismus bauen. Architektur und Städtebau im Italien Mussolinis (Kultur – Philosophie – Geschichte, Bd. 7), Orell Füssli Verlag, Zürich 2009, 406 S., geb., 29,90 €.

schen Reichsdenkens« begreifen (S. 342 und 347). Mit einem insgesamt geringeren Maß an Rigorismus behandeln die anderen Autoren des Bandes Themen wie die Stadtgründungen in den trockengelegten Pontinischen Sümpfen südlich von Rom, die Anfänge des Autobahnbaus im faschistischen Italien, ausgewählte einzelne Bau- und Umgestaltungsprojekte des Regimes oder die monumentalen totenburgartigen Bauwerke in den 1918/19 von Österreich-Ungarn neu erworbenen Grenzgebieten des Königreichs Italien, in die Überreste der Gefallenen des Ersten Weltkriegs überführt und dort der politisch aufgeladenen nationalen Erinnerung dienlich gemacht wurden. Im Ganzen bestätigen die Beiträge die Beobachtungen Franz J. Bauers zur eminenten Bedeutung öffentlichen Bauens für das faschistische Regime, zu den drei aufeinanderfolgenden Phasen jeweils bevorzugter Architekturstile, aber auch zu dem relativen Pluralismus verschiedener Stile und Architektenschulen, der sich nicht so ohne Weiteres in einen Gegensatz von Traditionalisten und Modernisten zwingen lässt, wenn auch den Ersteren die zentralen staatlichen Repräsentationsbauten vorbehalten waren, während Letztere überwiegend auf Funktionsbauten wie Bahnhöfe, Postämter und Parteigebäude in der Provinz beschränkt blieben. Beachtlich erscheinen die Hinweise von Jonas Briner auf die Vielzahl von Architekturwettbewerben im Zusammenhang mit öffentlichen Ausschreibungen, deren Entwürfe und Ergebnisse in der faschistischen Öffentlichkeit breit und kontrovers diskutiert wurden und die möglicherweise als eine Art Surrogat für die mangelnde politische Partizipation in der Diktatur dienten, und auf die partielle Einbindung unterschiedlicher, auch rationalistischer Architekten(-gruppen) unter Ausschluss von Extrempositionen bei den Projektvergaben als einer typischen Form faschistischer Konsensbildung (S. 161–188). Unter sozialgeschichtlichem Aspekt wiederum bemerkenswert ist die Erwägung Daniela Spiegels (S. 111–136), Mussolini sei aus Gründen seiner auf Konsens abzielenden Politik im Laufe der 1930er Jahre vor einer stärkeren Förderung der modernistischen Architektur zurückgeschreckt, denn »hätte er fortan tatsächlich ausschließlich die Modernisten gefördert, hätte dies die einflussreiche bürgerliche Oberschicht verstimmt, die den substanziellen Kern des Regimes bildete und die Moderne als Staatsarchitektur mehrheitlich ablehnte« (S. 123).

Der bereits mit verschiedenen Arbeiten zur stalinistischen und zur nationalsozialistischen Architektur und Stadtgestaltung hervorgetretene Berliner Architektursoziologe und Stadtplaner Harald Bodenschatz (S. 45–64) hält noch einmal fest, dass von einem einheitlichen faschistischen Städtebau keine Rede sein könne, und betont generell die Offenheit des Regimes für unterschiedliche kulturelle Strömungen; im Übrigen verweist er auf die Tatsache, dass für die öffentlichen Bauten im faschistischen Italien im Gegensatz zur Sowjetunion und zum ›Dritten Reich‹ keine Zwangsarbeiter herangezogen wurden. Insgesamt beurteilt er die Frage der Einschätzung faschistischer Bautätigkeit und ihrer Bewertung aus heutiger Sicht äußerst differenziert und abgewogen: Die Architektur im faschistischen Italien sei in keiner Weise durch außergewöhnliche Monumentalität gekennzeichnet gewesen, weder im Verhältnis zur vorherigen Bautätigkeit in Rom und Italien noch im internationalen zeitgenössischen Vergleich. Außerdem müsse man bei allen Beurteilungen baulicher Hinterlassenschaften zwischen den Produkten selbst und den Produktionsverhältnissen, unter denen sie entstanden seien, analytisch unterscheiden. Im Städtebau einer Diktatur seien nicht allein Herrschaft, Unterdrückung und Terror zu erkennen. Gerade im Faschismus mitsamt seinen »meist übersehenen Anstrengungen hinsichtlich einer Modernisierung der verkehrs-, stadttechnischen und sozialen Infrastruktur« sei es auch um »die Herstellung von kultureller Hegemonie« gegangen, um »das Werben um Konsens und Vertrauen seitens breiter Teile der Bevölkerung, insbesondere der neuen Mittelschichten, die von der Diktatur profitierten«. Die »zahlreichen neuen Infrastrukturanlagen passen nicht in das oft gezeichnete Bild einer starren, stagnativen, nur rückwärts orientierten Staatsform und werden oft ausgeblendet«. Bei einer Sichtweise, die die Pro-

duktion von Konsens und damit auch die Konsolidierung der Diktatur in den Blick nehme, sei es »keineswegs selbstverständlich, dass der Städtebau negativ codiert werden muss«.

»Städtebau sollte faszinieren, begeistern, zum Konsens animieren, was eine entsprechende Gestaltung und Nutzung voraussetzte. Die Form war also keineswegs vor allem als Unterdrückung konzipiert [...] und sie war auch nicht einfach populistisch. [...] Mit der schönen Form sollten die Anstrengungen zur Modernisierung der Infrastruktur ins rechte Bild gesetzt werden. Die Form war nicht nur Show und Schein, sondern nützte vor allem denjenigen Schichten, die von der Politik des Regimes profitierten.«

Die aufstrebenden Mittelschichten, vor allem die zahlenmäßig stark zunehmenden Angestellten der staatlichen oder halbstaatlichen Institutionen, fanden ihre Arbeitsplätze und Wohnungen in den neuen Bauten, deren auf Konsens zielende Form »noch heute oder heute wieder Zustimmung produziert«. Der repressive Charakter der Diktatur sei dagegen »weniger in der einschüchternden Form als in den Verhältnissen der Produktion dieser Form zu finden, etwa in der Beseitigung der kommunalen Autonomie und der Ausbürgerung der Stadtarmut«. Aus der Sicht des Architektursoziologen schließlich könnten und müssten die Hinterlassenschaften des faschistischen Städtebaus »auch hinsichtlich ihrer Gebrauchsqualität für heute und morgen diskutiert werden«. Sie seien »mehr als ein Erinnerungsraum: Sie sind auch ein Lebensraum [!] von heute« (S. 60–62).

Eine willkommene und unschätzbare Ergänzung zu den letztlich doch unzureichend illustrierten Bänden von Bauer und Mattioli/Steinacher bildet die eindeutig monumentale und faszinierende, im Folioformat mehrere Kilogramm schwere Dokumentation »Städtebau für Mussolini«, die von einer kleinen Autorengruppe unter der Leitung von Harald Bodenschatz erarbeitet wurde.⁵² Der Impetus des Unternehmens ergibt sich aus der Feststellung, es sei,

»unabhängig davon, wie jeweils Modernisierung definiert wird, [...] unübersehbar, dass das faschistische Regime in vielerlei Hinsicht, auch in Architektur, Städtebau beziehungsweise Infrastruktur, Modernisierungsprozesse nicht nur geduldet, sondern aktiv angeschoben hat – Prozesse, die man durchaus als diktatorische Modernisierung bezeichnen muss, um überhaupt den Charakter der Diktatur verstehen zu können« (Einleitung, S. 9f.).

Die Darstellungstexte des mit zahlreichen, oft farbigen Fotografien, zeitgenössischen Abbildungen und Plänen opulent ausgestatteten Bandes befassen sich ausführlich mit den Projekten zur Umgestaltung Roms und ihrer Umsetzung, mit den Neustadtgründungen im Agro Pontino und andernorts in Italien, mit dem faschistischen Städtebau und der Architektur in den größeren Städten Italiens und kursorisch auch in den italienischen Überseegebieten, von den Inseln des Dodekanes über Albanien und Libyen bis nach Italienisch-Ostafrika. Zusätzlich bietet der Band reflektierende Texte zu den Produktionsverhältnissen des Städtebaus und seinen Produkten im Sinne der von Bodenschatz vorgeschlagenen Differenzierung, zur Rezeptionsgeschichte und zu den institutionellen und legislativen Bedingungen von Städtebau und Architektur im faschistischen Italien. Es handelt sich um ein Grundlagenwerk, das nicht zuletzt aufgrund seines präzisen dokumentarischen Duktus und der instruktiven Abbildungen Maßstäbe setzt und dem Leser die Gelegenheit verschafft, sich selbst ein Urteil zu bilden.

52 Harald Bodenschatz (Hrsg.), Städtebau für Mussolini. Auf der Suche nach der neuen Stadt im faschistischen Italien (Schriften des Architekturmuseums der Technischen Universität Berlin, Bd. 4), DOM publishers, Berlin 2011, 519 S., geb., 98,00 €. – Der Band enthält (S. 218–285) auch eine ausführliche, von der Verfasserin selbst erstellte Zusammenfassung der Dissertation von Daniela Spiegel, Die Città Nuove des Agro Pontino im Rahmen der faschistischen Staatsarchitektur, Petersberg 2010.

V. LÄNDERKUNDE, GESELLSCHAFT, POLITISCHES SYSTEM

Abschließend seien einige aktuelle Werke annotiert, die nicht primär zeitgeschichtlich orientiert sind, sich aber mit ihrer sozial- und politikwissenschaftlichen, ökonomischen und geografischen Schwerpunktsetzung dazu eignen, strukturelle Grundlagen für eine Beschäftigung mit der Gegenwartsgeschichte Italiens aufzuzeigen und damit als willkommene Hilfsmittel zu dienen. Da ist zunächst die wissenschaftliche Länderkunde zu Italien aus der Feder von Klaus Rother und dem inzwischen verstorbenen Franz Tichy zu nennen, die in ihrem Ursprung auf eine 1985 erschienene Arbeit zurückgeht, die zum Jahr 2000 vollständig neu bearbeitet wurde und nun in einer aktualisierten Auflage vorliegt.⁵³ Es handelt sich um ein reich bebildertes, mit vorzüglichen farbigen Karten und zahlreichen Tabellen, Schaubildern und Statistiken ausgestattetes Grundlagenwerk mit einem deutlichen geografischen Schwerpunkt, dessen Abschnitte zu geschichtlichen Entwicklungen und politischen Strukturen eher zu vernachlässigen sind. Stattdessen liefert der Band umfassende Informationen zu Staatsgebiet und Naturraum, Bevölkerung und Städten, Landwirtschaft, Industrie und Dienstleistungen sowie einige knappe thematische Beiträge zur italienischen Familie, zu »Mode – ein Glanzstück Italiens« (man mag zuerst staunen, doch gibt gerade dieser kleine Aufsatz einen Hinweis auf die ständig steigende Zahl chinesischer Klein- und Kleinstfirmen im Bereich der Textilproduktion etwa in der Provinz Prato, deren ökonomische Rolle und soziale Problematik es in geschichtswissenschaftliche Arbeiten noch nicht geschafft haben) sowie zur Mezzogiorno- und zur Europapolitik Italiens. Den einzigen Einwand gegen den Band liefert die Tatsache, dass viele statistische Daten und Zahlenangaben im Text aus den 1960er und 1970er Jahren stammen und neuere Werte oft nur in einem Nachsatz hinzugefügt werden. Indes sind gerade die entsprechenden Fakten beispielsweise zur industriellen Entwicklung seit dem späten 19. Jahrhundert einschließlich der Verweise auf zeitgenössische Spezialliteratur für den Historiker von unverändertem Nutzen. Allein schon zur Weitung der Perspektiven sei der Band allen an Italien interessierten Geschichtswissenschaftlern nachdrücklich empfohlen.

Ein Sammelband über »das politische Italien«⁵⁴ geht auf ein Themenheft der Zeitschrift »Der Bürger im Staat« über Italien zurück, das 2010 von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg herausgegeben wurde⁵⁵ – interessierte Leser mögen lieber auf das reichlicher, farbig und qualitativ besser illustrierte Original zurückgreifen, zumal die Buchausgabe die darin enthaltenen Aufsätze unverändert bis hin zu den sachlichen und sprachlichen Fehlern übernommen hat. Der Band umfasst neben einem Überblicksartikel von Malte König über den Faschismus (S. 69–95) Beiträge von deutschen und italienischen Autoren zu Mezzogiorno und organisierter Kriminalität, zu Italien als Einwanderungsland, Parteiensystem und politischer Kultur, Berlusconi, dem schwierigen Prozess der Föderalisierung Italiens, zu Frauenrollen, schließlich zu gegenseitiger Wahrnehmung und Stereotypen im italienisch-deutschen Verhältnis und zur insgesamt erfolgreichen Integrationsgeschichte italienischer Migranten in Deutschland. Teilweise mit kaum veränderten Texten derselben Autoren zu denselben Themen, doch insgesamt tiefschürfender, umfangreicher und mit einem breiteren Themenspektrum präsentiert sich ein aktueller »Länderbericht Italien«, der von der Bundeszentrale für politische Bildung vertrieben wird.⁵⁶ Er soll Kontinuität und Wandel der italienischen Republik über die Zäsur von

53 Klaus Rother/Franz Tichy, *Italien (Wissenschaftliche Länderkunden)*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2., überarb. Aufl., Darmstadt 2008, X + 238 S., geb., 44,90 €.

54 Siegfried Frech/Boris Kühn (Hrsg.), *[Das politische] Italien. Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Kultur*, Wochenschau Verlag, Schwalbach im Taunus 2012, 350 S., kart., 16,80 €.

55 *Der Bürger im Staat* 60, 2010, H. 2.

56 Karoline Rörig/Ulrich Glassmann/Stefan Köppl (Hrsg.), *Länderbericht Italien*, Bonn 2012.

1992/94 herausarbeiten – von der »Zweiten Republik« habe aufgrund ihrer vielfältigen Verflechtungen mit der »Ersten Republik« »weder ein radikaler Bruch mit der Vergangenheit noch eine Erneuerung der italienischen Demokratie erwartet werden« können (S. 461) – und enthält, überwiegend aus der Feder italienischer Autoren, zusätzliche Aufsätze etwa zu den historischen Voraussetzungen des heutigen Italien, zum Verhältnis von Religion und Gesellschaft, zu Familie, Jugend, Bildung und Ausbildung, Wirtschaft, Finanzpolitik und Wohlfahrtsstaat, ferner zur Rolle der Justiz und wiederum zum Komplex »Mafia und organisierte Kriminalität«, zu dem beide Sammelbände weitaus fundierter Auskunft geben als sämtliche oben besprochenen zeitgeschichtlichen Arbeiten. Nützlich ist ein konziser Abriss zur jüngsten Vergangenheit der italienischen Außen-, Sicherheits- und Europapolitik von Carlo Masala, dem zufolge die enge Anlehnung der Italienischen Republik an die Vereinigten Staaten als Schutzmacht von allen politischen Parteien des demokratischen Spektrums als Teil der italienischen Staatsräson betrachtet wird; Masala betont darüber hinaus die starke Kontinuität und beeindruckende Beständigkeit italienischer Außenpolitik über den mehrfachen Wechsel zwischen Mitte-links- und Mitte-rechts-Regierungen seit Anfang der 1990er Jahre hinweg. Die Herausgeber konstatieren in ihrem Fazit drei miteinander verwobene Problemkreise, die die jüngste Entwicklung Italiens ebenso wie die Geschichte der Republik seit 1948 kennzeichneten und die sich darüber hinaus bis in die Phase der Nationalstaatsgründung zurückverfolgen ließen: die Ineffizienz und Ineffektivität der öffentlichen Institutionen, die strukturellen Schwächen der italienischen Wirtschaft und die daraus resultierende Verschuldung des gesamtstaatlichen Haushalts sowie die sich teilweise noch vertiefenden gesellschaftlichen Spaltungen (S. 459). Die Herausforderungen, vor denen Italien stehe, seien gewaltig; es könnten vorerst nur die Probleme formuliert, keine Lösungen angeboten werden.

In ähnlicher Weise betont der Politikwissenschaftler Helmut Drüke in der nunmehr dritten, stark erweiterten und aktualisierten Auflage seines Buchs zu Wirtschaft, Gesellschaft und Politik Italiens, das sich aus bescheidenen Anfängen 1986 zu einem Standardwerk entwickelt hat⁵⁷, Italien stehe im Vergleich mit anderen entwickelten Industrieländern vor besonders brisanten Herausforderungen. »Wenn das Land auf den bisher eingeschlagenen Pfaden bleibt, könnten sie neue Verschärfungen bestehender wirtschaftlicher, sozialer und politischer Probleme nach sich ziehen« (S. 389). Drükes Werk bietet im Kern profunde Informationen zu allen denkbaren Bereichen der wirtschaftlichen Grundlagen und Entwicklungen des Landes, zur sozialen Gliederung der Bevölkerung und den sozialpolitischen Einrichtungen und Akteuren, zum politischen System⁵⁸ insbesondere in seiner Ausprägung nach dem Umbruch von 1992/94, ferner zum Bildungswesen und den Informations- und Kommunikationsmedien Italiens. In seinen Schlussüberlegungen führt Drüke die drängendsten ungelösten Probleme auf: die Südfrage, die Zukunftsfähigkeit hinsichtlich der wirtschaftlichen Wettbewerbsfähigkeit und des gesellschaftlichen Zusammenhalts, die demografisch ungünstige Bevölkerungsstruktur mit zunehmender Überalterung, ein fragwürdiges Sozialmodell, das auch gut ausgebildeten Jugendlichen wenig Zugang zu adäquaten Arbeitsplätzen bietet, alarmierende Rückstände in der Innovationstätigkeit, eine unbewegliche und defizitäre Energie- und Umweltpolitik sowie nicht zuletzt auch eine »unterentwickelte politische Kultur«. Hier zählt Drüke eher zu den Alarmisten, wenn er konstatiert, in den letzten 15 Jahren sei »ein Rückschritt in der Qualität des politischen Systems und der Demokratie eingetreten«. An der Spitze werde »seit 1994 ein autoritärer Populismus mit Orientierungen und Verhaltensweisen gepflegt, die mit der Errungenschaft der Demokratie westlicher Prägung nicht vereinbar sind«; das politische System werde sich

57 Helmut Drüke, *Italien. Wirtschaft – Gesellschaft – Politik*, VS Verlag, 3., erw. u. aktual. Aufl., Wiesbaden 2012, 439 S., kart., 34,95 €.

58 Vgl. dazu auch *Stefan Köppl*, *Das politische System Italiens. Eine Einführung*, Wiesbaden 2007.

»von seiner Aushöhlung erholen müssen« (S. 398f.). Wenigstens bestreitet er nicht, dass das möglich ist. Die Zukunft wird erweisen, ob die systemstrukturell orientierten Sozial- und Politikwissenschaftler mit ihrer Betonung der unbewältigten Probleme Italiens oder die vor einem erfahrungsgeschichtlichen Hintergrund urteilenden Historiker mit ihrem Vertrauen auf die vielfach unter Beweis gestellte Problemlösungskapazität der *Repubblica Italiana* der Gegenwart des Landes eher gerecht werden.

VI. AUSBLICK

In welche Richtung könnte, in welche Richtung sollte sich vielleicht die künftige Beschäftigung der Zeitgeschichtsforschung im deutschsprachigen Raum mit Italien in nächster Zeit entwickeln? Einige Zielpunkte scheinen unabweislich. So demonstriert der in den hier besprochenen Arbeiten weiterhin zu konstatierende Schwerpunkt auf der Ära des Faschismus – inhaltlich im engeren Sinne wie auch gleichsam als Fluchtpunkt der Mehrzahl der Darstellungen – eindringlich die Notwendigkeit, auch das liberale Italien und die Zeit seit 1943/48 verstärkt in den Blick zu nehmen. Während sich die geschichtswissenschaftliche Beschäftigung mit der Italienischen Republik aus leicht einsichtigen Gründen ohnehin mit fortschreitender Zeit intensivieren wird und die Vielfalt möglicher Themen hier offensichtlich ist, bedarf es beharrlicher und kontinuierlicher Anstöße, um die Geschichte des jungen italienischen Nationalstaats von 1861/70 bis 1922 nicht vollends aus dem Fokus der Geschichtswissenschaft diesseits der Alpen zu verlieren: Nicht allein als Beispiel eines nationalstaatlichen Entwicklungspfads im Europa des Imperialismus sowie des Ersten Weltkriegs und seiner Nachwirkungen und schon gar nicht als bloße Vorgeschichte des Faschismus, sondern unter der leitenden Fragestellung, welche Chancen und welchen Eigenwert dieses liberale Italien im Hinblick auf sein politisches und gesellschaftliches System, seine wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung hatte, verdient das Königreich Italien vor 1922 eine neue, unbefangene und offene Betrachtung; der letztlich willkürliche Unterschied zwischen Neuester und Zeitgeschichte sollte dabei kein Hindernis darstellen. Gerade im europäischen Kontext und in der Gegenüberstellung insbesondere mit Deutschland, Frankreich und Großbritannien, aber auch mit Spanien, würden sich für diesen Zeitraum der italienischen Geschichte, dessen Bearbeitung durch deutsch(sprachig)e Forscher(innen) derzeit praktisch ruht⁵⁹, vielfältige Perspektiven eröffnen.

Methodisch wird eine Ausweitung von der im Vorstehenden zu verfolgenden Konzentration auf die politische und Sozialgeschichte auf Aspekte der Kultur- und Mentalitätengeschichte unausweichlich sein.⁶⁰ Ebenso scheint der Trend zu vergleichenden oder verflechtungs- und transfergeschichtlich vorgehenden Studien, insbesondere zu Deutschland und Italien, ungebrochen: Dagegen lässt sich gegenwärtig nicht gut argumentieren; einige der hier vorgestellten Arbeiten lassen aber die Warnung vor einer möglichen Überforderung einzelner Forscher(innen) angesichts zu gewagter und überdimensionierter Projekte nicht unangebracht erscheinen. Als Mindestkriterium für solche Unternehmen erscheinen eine präzise, zielführende Fragestellung sowie eine inhaltliche und auf die Menge des zu bearbeitenden Materials bezogene strikte Eingrenzung des Untersuchungsfelds angebracht. Ohnehin stellt möglicherweise eine auf Italien beschränkte Arbeit gleich welcher Thema-

59 Vgl. etwa das Verzeichnis von bei der Arbeitsgemeinschaft für die Neueste Geschichte Italiens gemeldeten laufenden Qualifikationsarbeiten unter URL: <www.uni-saarland.de/lehrstuhl/clemens/ag-italien/forschung.html> [20.3.2014], das überhaupt nur am Lehrstuhl von Oliver Janz in Berlin einschlägige Projekte aufführt.

60 Vgl. dazu bereits *Oliver Janz*, *Das symbolische Kapital der Trauer. Nation, Religion und Familie im italienischen Gefallenenkult des Ersten Weltkriegs*, Tübingen 2009.

tik schon eine hinreichende Herausforderung dar. Zudem kann ein sinnvoller Vergleich eigentlich erst erfolgen, wenn für beide oder gar alle Vergleichsobjekte eine annähernd kompatible Basis an Erkenntnissen vorliegt. Die reichliche Verwendung des Zauberworts »transnational« allein macht jedenfalls noch keine gute Untersuchung aus. Gewiss sind Anstrengungen zu einer Überwindung nationalstaatlich begrenzter Horizonte und zur Einbeziehung europäischer Perspektiven immer zu begrüßen. Doch die vorrangige und vorgängige, konzentrierte Erforschung von Problemen allein der italienischen Geschichte kann, wie insbesondere die Dissertationen von Frauke Wildvang und Tobias Hof erweisen, zu brauchbareren und nachhaltigeren Ergebnissen führen als die heillose Verstrickung in transnationale Perspektiven.

Der Faschismus steht weiterhin im Zentrum der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung zu Italien. Dabei erscheint die Tendenz einer zunehmenden Verengung der Perspektive einerseits auf die kriegerisch-expansiven und rassistischen Tendenzen des faschistischen Regimes, andererseits auf dessen vermeintlich vorwaltende Gemeinsamkeiten mit der nationalsozialistischen Diktatur bedenklich, zumal der Vergleich mit dem Nationalsozialismus gegenwärtig durchweg nicht ergebnisoffen vorgenommen wird, sondern dem expliziten Ziel dient, im Sinne eines »generischen« Faschismusbegriffs eine Art Zwillingshaftigkeit der beiden Regime aufzuzeigen, von der tatsächlich nicht die Rede sein kann. Dabei bietet das faschistische Italien an sich schon eine Fülle von offenen Forschungsfragen, denen zunächst einmal unabhängig von der Entwicklung im Deutschen Reich und von den deutsch-italienischen Beziehungen nachzugehen wäre: Wie verhält es sich mit der offenbar sehr kontrovers beurteilten, aber nirgends intensiv diskutierten Frage nach dem Verhältnis von Faschismus und Moderne und nach der Rolle von Modernisierung für den Faschismus?⁶¹ Wie stand es um die soziale Grundierung der faschistischen Herrschaft, von welcher Beschaffenheit war der viel zitierte, faktisch jedoch primär vom Regime selbst propagierte Konsens der Bevölkerung? Vom antifaschistischen Widerstand, von Gegnerschaft gegen Mussolinis Politik in den Reihen von Partei, Militär und Verwaltung oder auch nur vom Dissens großer Teile der Bevölkerung ist in den hier besprochenen Arbeiten kaum je die Rede. Wie funktionierte überhaupt der faschistische Staat? Weder Wolfgang Schieders bloße Chiffre von der »als charismatisch anzusehende[n] Führerherrschaft« noch Hans Wollers Eingeständnis, »restlos überzeugende Antworten« auf die Frage, »was die faschistische Diktatur denn eigentlich gewesen sei«, könne es nicht geben, führen da wirklich weiter.⁶² Konkrete, quellengesättigte und reflektierte Untersuchungen zu dem »neuen Menschen«, den Mussolini und seine faschistischen Meinungsmacher im Munde führten, stehen in deutscher Sprache ebenso aus wie Studien zur Realität der Vorbereitung des Regimes auf den großen Krieg, auf den es angeblich so versessen war. Auf diesen Feldern ist Raum für eine Fülle von Detailstudien, die dann wiederum als Grundlage eines unvoreingenommenen Vergleichs mit der Entwicklung im nationalsozialistisch beherrschten Deutschen Reich dienen können, aber nicht müssen.

Eine mindestens so große und sinnvolle Aufgabe wie der Vergleich zwischen Faschismus und Nationalsozialismus stellt im Übrigen die Einordnung des faschistischen Regimes in die Kontinuität der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung Italiens im Gesamt-

61 Nur um das Problem zu verdeutlichen, seien zwei Aussagen von Wolfgang Schieder aus den Jahren 2009 und 2005 zitiert, die der Berichterstatter nicht leicht auf einen Nenner zu bringen vermag: »Trotz seiner scheinbar rückwärtsgewandten Ideologie war der italienische Faschismus ein Projekt der Moderne« (*Mattioli/Steinacher*, Für den Faschismus bauen, S. 68); »Man sollte [...] aufhören, dem Faschismus weiterhin ein Modernisierungspotential zu unterstellen« (*Schieder*, Faschistische Diktaturen, S. 375).

62 *Schieder*, Mythos Mussolini, S. 32 (vgl. auch *ders.*, Der italienische Faschismus, S. 9f.); *Woller*, Geschichte Italiens, S. 187.

zusammenhang des 20. Jahrhunderts dar, wie sie Hans Woller am Beispiel der Industrialisierungs- und Wirtschaftspolitik eindrucksvoll vorführt. Ob Sozial-, Steuer-, Arbeitsmarkt- oder Bildungspolitik, Verwaltung, Polizei und Militär, das Verhältnis von Kirche und Staat oder der Umgang von Regierungen und Parteien mit der Rückständigkeit des Südens und mit dem organisierten Verbrechen, ob die Institution des *trasformismo* oder insbesondere die Außenpolitik des italienischen Nationalstaats: Überall finden sich Ansatzpunkte, die Frage von Kontinuität und Bruch zwischen liberalem, faschistischem und republikanischem System aufzuwerfen und spezifisch italienische Pfade zu verfolgen⁶³, ohne den Blick zwanghaft auf die scheinbare Affinität zur Entwicklung in Deutschland zu richten. Von zusätzlichem Nutzen würden Regional- und Lokalstudien sein, aber auch Untersuchungen zu Personen, Parteien und gesellschaftlichen Organisationen über ereignisgeschichtliche Einschnitte hinweg. Eine engagierte und motivierte Zeitgeschichtsforschung zu Italien im 20. Jahrhundert, der immer auch die Aufgabe von Transfer und Synthese der Ergebnisse einschlägiger italienischer und internationaler Forschungen zukommen wird, steht jedenfalls vor einer Fülle von reizvollen Herausforderungen.

63 Unter diesen Aspekten darf mit Spannung die Gesamtdarstellung zur italienischen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert unter dem Titel »Von Napoleon zu Berlusconi« erwartet werden, die von Oliver Janz angekündigt wird.